~~O . X . 36~~

~~Martin y. Rondon~~
~~Cumbrug 1823~~

Oe..
0
84

Nützliche und praktische

Vorschläge

die

Landeskultur

in Baiern

zu befördern.

München, 1791.
Bey Johann Baptist Strobel.

Der Feldbau bezieht sich auf alle Theile des Staates, es findet sich kein einziger, der nicht von ihm abhängt, und der ihm nicht sein Entstehen, und seinen Fortgang zu danken hat. Sein einfältiger Ursprung scheint nichts Sonderliches zu versprechen; wenn man ihn aber mit Aufmerksamkeit betrachtet, erblickt man ihn, wie die niedrigen Anhöhen, die sich unvermerkt erheben, und sich in der Ferne endlich in Gebirgen endigen, an die die Wolken gränzen. Ernährung, Bevölkerung, Künste, Handlung, Schifffahrt, Kriegsheere, Einkünfte, Reichthum, alles befindet sich unter dem Gefolge, das den Feldbau begleitet. Je mehr er sich erhebt, desto mehr Mittel sich zu erholen, und desto mehr Leben hat der Staat.

Herberts Versuch über den Feldbau.

Vorrede.

Ich habe in diesem kleinen Werke, das vieleicht nicht zu unrechter Zeit kömmt, die Nothwendigkeit der Kultur, und vorzüglich des Ackerbaues aus überzeugenden Gründen (mir waren sie's wenigstens) gezeigt, die Ursachen grosser und erfahrner Oekonomen, weil ich manchmal nichts Bessers, Schöners und Wahrers zu sagen wußte, in dieser Absicht benützt, damit sie besser in Umlauf kommen und wirken möchten, und auch vieles selbst gedacht. Nur im Vorbeygehen, um nicht weitläufig zu werden, habe ich auch auf andere Länder Ausfälle gewagt, die nichts Ganzes darstellen, sondern nur

abgebrochene Ideen sind, und dadurch zeigen wollen, welche nachtheilige Folgen aus Vernachläßigung und Hindansetzung der Kultur, für eine ganze Nation entspringen. Meine Absicht dabey war, mehrere meiner Landesleute auf den Ackerbau und Kultur aufmerksamer und thätiger zu machen. Die Gegenstände, die ich abhandelte, scheinen mir wichtig und nothwendig, und vieleicht auch in einer sehr genauen Verbindung. Ich habe dem Bauer immer das Wort gesprochen. Ich kenne diesen ehrwürdigen Stand, er verdient die ganze Aufmerksamkeit eines jeden richtig Denkenden, dem sein und der Gesellschaft Wohl am Herzen liegt.

Auch der Freyheit und dem Eigenthume sprach ich alles Lob, aber nicht jener zügellosen Freyheit, die die Gesetze der Natur und die Gesetze der Menschheit und der Gesellschaft mit Füßen tritt, sondern jener, vermöge welcher jeder die Befugniß haben soll, mit und in dem Seinigen nach Be-

lie-

lieben zu schalten, ohne den Dritten zu beleidigen. Denn diese Freyheit ist ja ein Gut, wornach ein jeder trachtet, das jeder wünscht, ein Gefühl des innigsten und ersten Bedürfnisses, welches die Gottheit selbst in unser ganzes Wesen verwebt hat: Warum soll sie denn der arme, schuldlose Bauer — ein so nützlicher Bürger des Staats, ein Sohn des Friedens — nicht fühlen, nicht wünschen, nicht erhalten, da doch die Befriedigung dieses Gefühls, dieses Wunsches nicht allein das Glück seines, dem Nutzen des Staates geweyhten Lebens, sondern auch das Wohl des Landes befördert?

Warum soll denn der Bauer nicht eben die Freyheits-Rechte genießen als andere Stände? Ist seine Beschäftigung vieleicht weniger nützlich, weniger edel? Haben Fabrikanten und Handwerker, Krämmer und Höcker, u. s. w. mehrern politischen Werth, als der Landmann, der sie alle im Schweisse seines Angesichts ernährt? Oder haben

ihn vieleicht jene zahllose Menge unnützer Menschen und Tagediebe mancher Art, von denen die Städte voll sind? Entspringt vieleicht Nachtheil und Gefahr für den Staat, wenn Menschen von Menschen wie Menschen behandelt, Unterthanen von Unterthanen nicht gedrückt, nicht ausgesogen werden?

Beherziget ihr alle, ihr Grossen der Erde, die ihr zu befehlen habt, und die Vorsehung in einen grossen Wirkungskreis gesetzt hat, beherziget vor allen Dingen jene wichtigen Fragen: Hat ein Staat mehr Nutzen von den Bauern oder von ihren Herren mancher Art und Künste? Wer trägt die größte Summe des Glücks zum Wohle des Staates bey? Und wer ist die festeste, dauerhafteste und sicherste Stütze und Stärke der Thronen und Fürstenstühle? — Und dann schränket die Gewalt jener herzlosen Menschen ein, die in dem Bauer nur eine lebende Maschine sehen, am Marke des Landes saugen, und die

Stütze des Staates zersplittern; bestimmt ihre Rechte genau, und bestrafet die Ueberschreitung derselben streng, und achtet nicht auf Ansehen der Person, lasset dem Landmanne volle — nicht zügellose — Freyheit zu Theil werden, soviel auf einmal, als ihm, nach seiner eignen gegenwärtigen Lage dienlich ist, schenket ihm unbegränztes Eigenthum, die Macht nach Belieben das Seinige zu benützen — und schon nach Verfluß eines einzigen Jahrzehends werdet ihr über die glücklichen Folgen euerer menschenfreundlichen, väterlichen Einrichtungen erstaunen, und euch überall Segen begleiten.

So lange der Landmann nicht in eine glücklichere Lage gesetzt wird, in eine Lage, die ihn empfänglich für Verbesserungen in der Landwirthschaft macht, und Muth und Lust zur Arbeit ihm in die Seele hauchet; und so lange ihm nicht die Rechte der Menschheit und des Bürgers zugesichert sind, und er von dem, fast in ganz Eu-

ropa

ropa noch auf ihm liegenden Drucke aller Art, nicht befreyet, und für seine Aufklärung und für seine Bildung durch nützliche und zweckmäßige Bücher zum guten Hausvater und Landwirth nicht besser und absichterreichender gesorgt; so lange wird auch die Landwirthschaft schwach und kraftlos seyn und bleiben, und so lange sind auch alle ökonomische Einrichtungen und Anordnungen für den Bauer unnütz und fruchtlos.

Zum Beschluß eine Stelle aus der schönen und vortreflichen und menschenfreundlichen Rede Sr. Excellenz Freyherrn von Stengel, über die Austrockung des Donaumooses, worinn Se. Excellenz folgende merkwürdige Stelle mit aller Wärme und Empfindung lasen: -- Möchte dieß grosse Beyspiel die landesherrlichen Absichten ganz erfüllen, und auf andere Gegenden im glücklich ermunternden Beyspiele wirken! Möchten dann alle, die da vorüber wandeln, und besonders jene, wel-

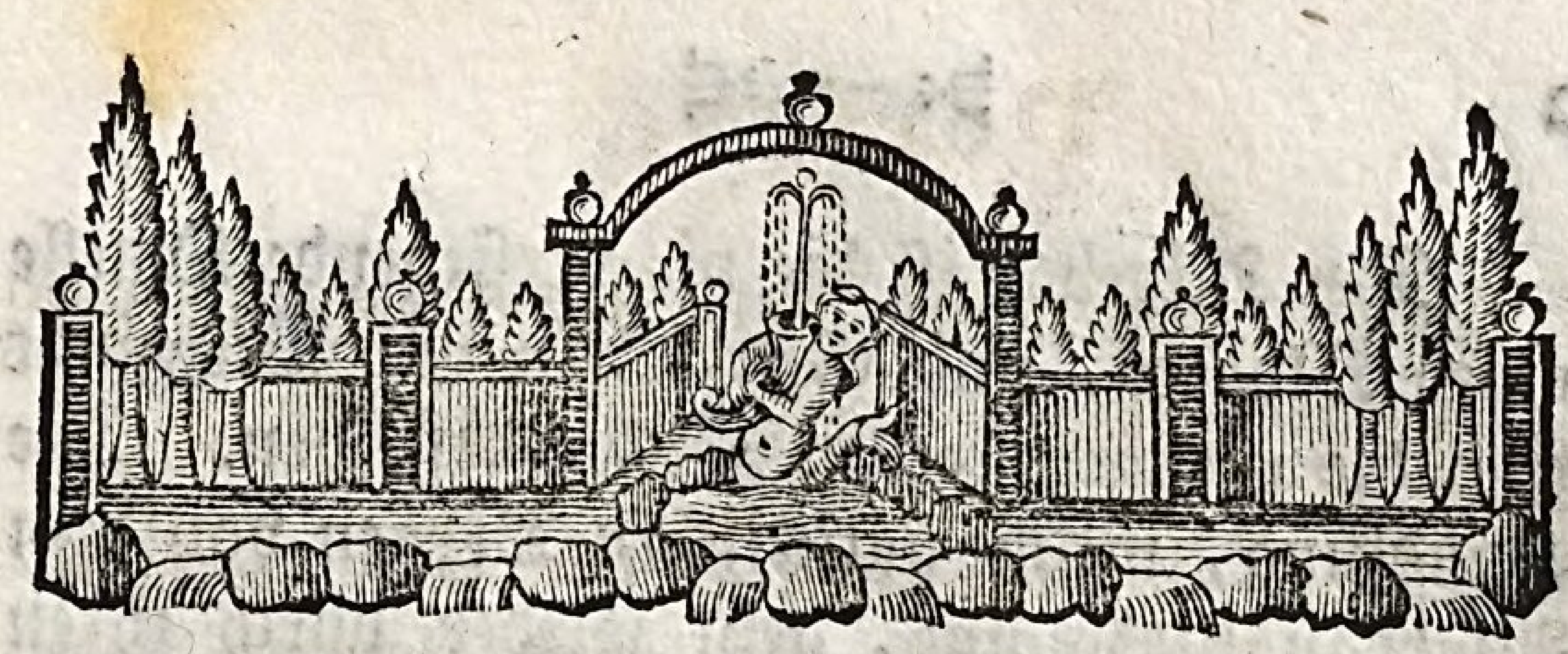
chen

chen an der Wohlfahrt des Vaterlandes mitzuarbeiten Pflicht und Beruf ist, möchten sie da jedesmal bey dem grossen Werke der Fürstenliebe die grossen wichtigen Gedanken schöpfen, daß der Segen der Erde der einzige wahre Reichthum des Landes sey, daß das Eigenthum des Landmannes ein Heiligthum des Staates seyn soll, daß es sinnlose Ungerechtigkeit sey, mit seinen im Schweiße des Angesichts gewonnenen Früchten nach den eigensinnigen Foderungen der verzehrenden Klassen zu schalten und zu walten, ihm den freyen Verkauf davon zu verbiethen, und, indem man ihn zwingt, dem Städter seinen Vorrath unterm Preise zu verkaufen, ihn um das Vermögen zu bringen, künftige Vorräthe zu erzielen. Möchten sie alle es tief und ernst in sich fühlen, daß die Wohlfeile, die sie auf Kosten des Bauers in die Städte bringen wollen, das Land entvölkere, und, indem dem Ackerbaue die Arbeiter entzogen werden, durch eine falsche gefährliche Bevölkerung der Städte die

Ver=

Verzehrer zur neuen Last des Landmannes vermehret werden: daß sie durch eine erzwungene falsche Wohlfeile eine gewisse künftige Noth über sich und ihre Kinder bringen, und daß sie dann unbillig vom Staate Hilfe und Nahrung fodern, da nur sie ihm die Quellen haben versiegen machen, aus welchen er für sich und für sie Ueberfluß hätte schöpfen können. Wenn diese Gedanken einst allgemein unter uns reifer werden, dann werden Werke dieser Art keine Seltenheit mehr unter uns seyn. Sümpfe werden sich in reiche Fluren verwandeln, und in goldenen Aehren wird der Ueberfluß für die wachsende Bevölkerung auf itzt unbewohnten Steppen hervorkeimen.

München geschrieben den 6ten Aprils 1791.



Die Geschichte, diese Lehrerinn der Menschen, zeigt, daß schon bey den Römern der Feld- und Gartenbau eine Beschäftigung grosser, gelehrter und berühmter Männer war. Fürsten waren Hirten, Helden pflanzten Bäume und pflügten den Acker; sie giengen nach rühmlich erfochtenen Schlachten und Siegen zum Pfluge; und vom Pfluge ins Feld und zu Staatsgeschäften.

Der Bauernstand genoß daher Achtung und Vorzüge, man gab ihm die schönsten Gesetze, und munterte seinen Fleiß durch Prämien auf, weil man wohl wußte, daß das Wohl des Staates nur dann fest gegründet sey, wann der Ackerbau wohl bestellt, und die Kultur desselben immer mehr befördert werde.

Der Ackerbau ist die nie versiegende Quelle eines Staates, und Getreidbau und Viehzucht sind die einzigen reellen Güter desselben. Die Handlung, welche natürlichen Dingen von dem Ackerbau herkömmt, geht wieder durch ihren Umlauf dahin zurück. So kehren die Flüße wieder zurück zum Meere, das sie durch die Auflösung seiner Gewässer in Dünste, und durch das Niederfallen dieser Dünste hervorgebracht hat. Der goldene Regen, den die Verführung und Verbrauchung der Früchte an sich ziehen, fällt endlich auf die Felder zurück, um jede Lebensnahrung, und die Handlungsmaterialien wieder aufs neue hervorzubringen. Ohne Landbau liegt jede Handlung darnieder, weil es an den nothwendigsten Erzeugnissen der Natur und Lebensmittel fehlt. Der Ackerbau ist der erste und wahre Reichthum eines Staates. Das Getreid wird die Milch genannt, welche uns unsere Mutter, die Erde, zum Unterhalt des Lebens giebt, und es hat mit der thierischen Milch eine wunderbare Aehnlichkeit: sie tritt zurück, und verschwindet, so wie man ihr die Freyheit benimmt, herauszukommen, und durch alle kleine Drüsen der mütterlichen Brüste zu laufen. Nur durch die Freyheit allein werden Verbesserungen hervorgebracht. Die Erfahrung aller Zeiten und Völker beweiset, daß die durch Sclaven verrichtete Arbeit, ob sie gleich nur den

Unter-

Unterhalt derselben zu kosten scheint, doch am Ende die theuerste unter allen Arbeiten ist. Ein Mensch, der kein Eigenthum besitzt, oder erwerben kann, kann auch kein anders Interesse haben, als so viel, als möglich, zu essen, und so wenig, als möglich, zu arbeiten. Alle mehrere Arbeit kann ihm nur durch Gewaltthätigkeit, und nicht durch einen ihm eigenen Vortheil ausgepreßt werden. Sowohl Plinius als Columella haben bemerkt, wie sehr der Getreidbau im alten Italien abnahm, und wie wenig er den Gutsherren eintrug, als er von den Sclaven betrieben wurde. Die dem Bauernstande so günstigen Gesetze und Gebräuche haben mehr zur itzigen Größe Englands beygetragen, als alle die so sehr gerühmten Handelsgesetze und Verordnungen zusammen genommen, und ist so sicher, so unabhängig, und so angesehen gemacht worden, als irgend ein Gesetz ihn nur machen kann.

Das reichste Land ist dasjenige, wo alle Arten und alle möglichen Benützungen vom Feldbaue im Gebrauche und uneingeschränkt sind: das Beste ist, wo ein jeder dabey beschützt, und durch das Verhältniß der allgemeinen Einkünfte des Staates dazu aufgemuntert wird.

Das Lob des Ackerbaues steckt in seiner Belohnung und Befriedigung unserer Bedürfnisse. Wenn ich einen Mann hätte, der mir zwo Aehren statt einer hervorbrächte, sagte ein grosser Monarch, ich würde ihn allen politischen Genien vorziehen. Ohnerachtet dieser fast allgemeinen Wetteiferung, welche itzt bey vielen Völkern im Ackerbaue herrscht, muß man doch darinn übereinstimmen, daß diese Kunst, die Hauptquelle aller übrigen, noch nicht dieselbigen Fortschritte gemacht habe, wie bey andern Künsten des Luxus, der allemal den Verfall des Staates und das Verderbniß der Sitten nach sich ziehen muß. Wo die Künste des Luxus auf Kosten und Hindansezung des Feldbaues herrschen, muß der Ackerbau sinken, weil ihm nach und nach zu viele arbeitsame Hände entzogen werden, und endlich auch der Luxus seinem Untergange sich nähert, und gleichsam seinem Grabe zu eilen, weil ihm die ersten und nothwendigsten Materialien mangeln, und er sich selbst die Kralle abschneidet. Seit der Wiederauflebung der Wissenschaften, sagt Raynal, hat der menschliche Geist die Erde ausgemessen, die Bewegung der Gestirne berechnet, dem Blize Gesetze vorgeschrieben, die Luft gewogen, Luftschiffe erfunden, er hat die Finsternisse, welche ihm das physische und moralische System der Welt verborgen, durchdrungen; die bestraf-

te Natur hat ihm eine unendliche Menge von Geheimnissen entdeckt, womit alle Wissenschaften bereichert worden sind. Seine Herrschaft hat sich über tausend zum Wohl der Völker nothwendige Gegenstände erstreckt. In dieser Gährung der Geister hat die auf Erfahrung gegründete Naturlehre gar zu selten ihre Beobachtung auf den wichtigsten Theil des Pflanzenreiches angewandt. Noch kennt man zu wenig die verschiedenen Arten von Erde, deren Zahl so unendlich von einander abweicht, welche Erdarten zu jeglichem Produkte die zuträglichsten sind, die Menge, die Eigenschaften der Gesäme, die man ihnen am vortheilhaftesten anvertraut, die günstigen Zeiten sie zu bearbeiten, sie zu besäen, sie abzuärnten, die Arten Dünger, welche ihre Fruchtbarkeit vermehren müßen.

Man spricht, befiehlt und lehrt nur allgemeine Regeln und Sätze systematisch, glaubt sie auf der Stelle überall anwendbar, in jedem Klima, in jeder Erdart, und bey jeder Klasse vom Volke. Man denkt und studiert wenig den Genius des Volkes, der Regierung, der Kollisionen, den Grad der Erziehung, die gegenseitige Hindernisse, ohne deren Wegräumung gar nichts geschehen kann, und die Einflüße und mannigfaltigen Verknüpfungen. Statt Versuchen im Kleinen will und befiehlt

man gleich eine Kultur und Umänderung im Ganzen, ohne dabey zu bedenken, daß die Mittel nicht hinreichend sind, noch zu wenig vorgearbeitet ist, und daß im Falle, wenn es mißlingt, eine ganze Gemeinde, eine ganze Gegend, eine ganze Nation, einen unersetzlichen Schaden leidet, der in mehrern Jahren nicht wieder ersetzt werden kann, und dann auch kleine Versuche aus Furcht des Mißlingens nimmermehr gewagt werden.

Nicht besser ist man von der vortheilhaftesten Weise, die Heerden zu vermehren, sie aufzuziehen, sie auf die bestmögliche Art zu nützen, ihre Wolle zu verbessern, sie zu mästen, u. s. w. unterrichtet. Von Seite der Beamten und Pfarrer, die dem Bauer die Nächsten sind, seine Umstände und das Locale kennen, wird nicht untersucht, oder will die Untersuchungen anderer nicht benützen, was dem Bauer vortheilhaft sey, wie er mit dem wenigsten Aufwande Verbesserungen machen, und seine Umstände verbessern könne. Dieß wäre den Beamten ihre Pflicht. Eine Regierung, wenn sie auch die weiseste von der Welt ist, kann unmöglich alles sehen und wissen.

Man hat über alles, was die Baumzucht betrift, kein größers Licht verbreitet. Man pflanzt Alleen von Bäumen, die nur unfrucht-

bare Räuber der Säfte des Bodens sind. Man kennt den Werth und Nutzen des Obstes sowohl für die Gesundheit der Menschen, der Haushaltung und für die Fütterung des Viehes, und doch ist und wird so wenig hievon gethan, besonders bey uns in Baiern. Ein Gesetz, daß auf dem Lande ein jeder, der die Erlaubniß zum Heyrathen verlangte, ein oder zwey Obstbäume müßte vorher gepflanzt haben, oder eine Belohnung oder öffentliche Bekanntmachung, die allemal stärker als Gesetze wirken, weil man diesen zu entgehen, und die erstern zu erhalten sucht, werden in wenig Jahren die Obstbäume in die tausende vermehren.

Von allen diesen Materialien der ersten Nothwendigkeit haben wir nur unvollkommene Begriffe, und diese vorausgesetzt, wenig Ernst zur Ausführung, so wie eine ganz blinde Uebung, oder nicht genug erdachte Erfahrung und Berechnung des Vortheiles uns nur beybringen müßen. Es ist sonderbar, und doch natürlich, daß die Menschen nicht eher zu der Kunst aller Künste ihre Zuflucht wieder mit Ernst nehmen, als nachdem sie alle andere Künste durchwandert, und das unzulänglicher davon eingesehen haben. Das ist der Gang des menschlichen Geistes, dann nur erst wieder den guten Weg einzuschlagen, wenn

er

er sich vorher auf Irrgängen entkräftet hat: er geht immer vorwärts, und so wie er vom Ackerbaue ausgegangen ist, um der Laufbahn des Handels und des Luxus zu folgen; so macht er schnell den Zirkelkreis, und findet sich endlich beym Anfange aller Künste wieder ein, woran er sich nnn aus eben demjenigen eigennützigen Geiste fesselt, aus welchem er von ihm ausgegangen war. So kömmt der habsüchtige und neugierige Mensch, der sein Vaterland verläßt, müde die Welt zu durchstreifen, wieder zurück, um unter seinem väterlichen Obdache zu leben und zu sterben. Alles, sagt Raynal, hängt in der That von der Kultur der Erde ab, und hat Bezug darauf; sie gebiert die innere Stärke der Staaten, sie zieht die Reichthümer von außen dahin. Jede Macht, die anderswoher, als von der Erde, kömmt, ist verkünstelt, sie ist physisch oder moralisch. Ein wohlbeackerter, wohl kultivirter Staat bringt Menschen durch die Frucht der Erde, und Reichthümer durch die Menschen hervor. Ein ewig wahrer, aber wenig befolgter Satz, den ich in Marmor gehauen überall aufgestellt lesen möchte. Es sind keine Drachenzehen, spricht Raynal, die ausgesäet wurden, um Soldaten zu zeugen, sondern es ist die Milch der Juno, welche der Himmel mit einer unzahlbaren Menge Sterne bevölkert.

Das Anpflanzen und Anbauen des Landes, das allein Nahrung gewährt, muß nothwendig vor dem Anwachse und Flor der Städte hergehen, weil diese letztern nur die Mittel der Bequemlichkeiten und Ueppigkeiten verschaffen, und sie sind Abgründe, welche der Luxus scheint eröfnet zu haben, um alle Reichthümer eines Staates zu verschlingen.

Die Regierung ist den Feldern, daher auch mehr den Städten, ihren Schutz schuldig. Die ersten sind immer fruchtbare Mütter und Säugammen; die zweyten sind nur undankbare Töchter. Die Städte können nicht wohl anders bestehen, als von dem Ueberflusse der Bevölkerung, und Anpflanzungen auf dem Lande. Die Städte werden nur durch die Fruchtbarkeit der Felder blühend, und wenn es der Landmann ist, dem man mit so vieler Geringschätzung und Verachtung begegnet. Wenn der Bauer nicht wohlhabend ist, in Dürftigkeit versenkt, und vor Kummer und Elend niedergedrückt schmachtet, was kann er den Städten für eine Losung geben? Keine. Wenn er aber wohlhabend ist, wie sehr gewinnen nicht die Städte dabey? Setzen wir nur einen Artikel, z. B. das Rindvieh, was giebt nicht das allein für einen Umlauf in Städten? Die ganze Metzgerzunft, der Lohgärber, der Schuhmacher, der Riemer, der Sattler, der Seifensieder,

sieder, der Leimsieder u. s. w. kleiden, leben und nähren sich von diesem Artikel wohl und gut, und bereichern sich und ihre Kinder auch bey der nur mittelmäßigen Viehzucht, was würden sie erst alsdann für einen Umlauf und Absatz haben und liefern können, wenn der Landmann durch Vorschläge und Verbesserungen des Ackerbaues so unterstützt würde, daß er mit mehr Vortheil die Viehzucht auf einen höhern Grad bringen könnte? Dieser Vortheil flöße wieder mittelbar den Städten zu. Wenn man Straubing, welches um und um mit reichem und wohlhabendem Landvolke umschlossen ist, mit andern Städten in Baiern vergleichet, welcher Unterschied zeigt sich nicht da verhältnismäßig im Vermögen der Bürger? Nur dieser Grad des Vermögens hängt lediglich vom Reichthume des Landvolkes und der Kultur ab. Wenn man erst den Artikel des Getreides etwas näher betrachtet, was gewinnen da alles die Städter? Der Bürger- und der Bauernstand unterstützen einander wechselseitig, und ihr beyderseitiger Wohlstand ist aufs engste miteinander verbunden, und sie sind eigentlich der erwerbende Theil der Nation. Alle andere Stände erwerben auch, aber nur für sich. Aber der Bauer und der Bürger erwirbt für den Staat. Nur der Landmann und Bürger machen die beyden ehrwürdigen Volksklassen aus, in welchen

chen allein die Quellen des Reichthums und der Stärke einer Nation enthalten sind. Sie sind die einzigen Quellen des Reichthums — Denn sie erzeugen alle Bedürfnisse des Lebens, theils durch Hervorbringung, theils durch Verarbeitung der dazu erfoderlichen Dinge. Was wäre ein Staat ohne Korn, ohne Obst, ohne Viehheerden, — ohne dem Landmanne? Und was nützt der Fleiß des Landmannes, wenn sein Korn nicht verbacken, seine Gerste nicht verbrauet, seine Wolle nicht verarbeitet würde, also ohne dem Handwerksmanne?

Und eben so sind beyde Stände auch die einzige Stärke des Staates. Denn wie ein Staat in dem Grade reich ist, in welchem unter seinen Landleuten und Bürgern Industrie herrscht, eben so wird auch seine Stärke, Macht, Ansehen, blos und allein, theils durch die Menge seiner Bürger und Landleute, theils durch deren Gesundheit, Leibesstärke, Geschicklichkeit und moralische Bildung bestimmt. Je mehr ein Staat Menschen in diesen beyden Volksklassen zählt, je blühender ihre Gesundheit und Manneskraft ist, je mehr unter ihnen Lebhaftigkeit des Geistes und Addresse in körperlichen Bewegungen sich zeigt, und je edlere Grundsätze und Karaktere unter ihnen gefunden werden, desto größer ist die Macht eines Staates, desto vollkommner wird seine

Sicher-

Sicherheit seyn, und desto respektabler wird er seinen Nachbarn werden.

Je mehr die Kultur des Ackerbaues betrieben wird, desto besser und vortheilhafter muß es für die Bürger, und für alle übrige Klassen von Menschen werden. Theuerung der Lebensmittel, die nicht selten eine Folge einer sogenannten verwirrten Polizey, oder gewinnsüchtiger, und manchmal in der Stille von geldgierigen vorgesetzten authorisirten Monopolisten und Kipperern ist, und die nur manchmal zu sehr mit Ungrund verschrien ist, muß in der Folge bey zunehmender Kultur abnehmen und fallen. Es ist doch recht sonderbar, immer soll der Bauer, den nicht selten der träge, leckerhafte und kurzsichtige Städter für einen Schurken oder Schlingel erklärt, dem er doch seine Subsistenz zu verdanken hat, und ohne dem er nicht einmal leben kann, seine Produkte wohlfeil absetzen; wenn gleich der Städter mit dem Preise seiner Fabrikate nach Belieben steigt. — Die Mühe des Bauern, seine harte Tag und Nacht anhaltende Arbeit, die Gefahren, denen er ausgesetzt ist, theils von Witterung, Hagel, Ueberschwemmungen, Trockne, und andere Umstände, die immer theuern, drückenden, kostspieligen Ehehalten, seine nicht geringen Abgaben, Hinterlistungen von

eini-

einigen gewissenlosen Codexbeamten *), stillen Bedrückungen der Schergen, seine von Eisen theueren Werkzeuge, und Kinder, denen er oft nicht einmal nur die höchstnothwendige Erziehung geben kann, — bedenkt man wenig oder gar nicht. Man unterscheidet sie kaum vom Viehe, mit dem sie umgehen müßen.

Wenn man den Zustand und das Loos mancher Bauern, die doch die Stütze und Stärke eines Landes ausmachen, betrachtet, so seufzet der Menschenfreund und der Patriot. Die unter den Unterthanen immer häufig werdenden Concurse, zu welchen fast die Intelligenz- und Zeitungsblätter zu enge werden; sind auffallende Beweise von dem Mangel und Elende, welche aus der schwachen Benützung und Kultur des Grund und Bodens entspringen. Der Bauer hat an vielen Orten oft kaum einige Lumpen am Leibe, um seine Blöße zu bedecken. Ein Paar magere Pferde, und ein Paar Kühe, sind oft all ihr Vieh, wovon sie sich nähren, ihre Felder bearbeiten, und ihre Abgaben geben sollen. Ihre Scheuern sind leer, und ihre Hütten drohen alle Augenblicke zusammen zu stürzen: sie selbst sehen verkannt

und

*) Hierüber lese man das vortrefliche und meisterhafte Buch, betitelt: Unterricht eines alten Beamten an junge Beamten, Kandidaten und Praktikanten. Linz 1787.

und elend aus, ihr wildes rauhes Ansehen von Witterung und Ungemach entstellt, macht dem Weichlinge, der nicht einmal weiß, wo das Brod und die Milch zum Koffee herkömmt, Eckel, und es schlägt doch ein redlicheres und besseres Herz in ihren Busen. Der Bauer wird in vielen Gegenden Baierns wie das Vieh in aller Unwissenheit erzogen, er wird unaufhörlich mit Frohndiensten, Scharwerken, Treibjagen statt Hunden, und ungestümen Foderungen von Zehenden geänstiget, oder Prozessen gequälet; er muß von Morgen bis spat am Abende die Aecker durchwühlen; es mag ihn die Hitze brennen, oder die Kälte starr machen. Bey der Nacht liegt er an mehrern Orten im Felde unter freyem Himmel, um das Wild zu verscheuchen, daß es seine Saat nicht plündere, und was er dem Wilde durchs Wachen entreißt, nimmt hernach ein rauher Beamter auf Abtrag der noch rückständigen Abgaben, ohne ihm nur einen einzigen Weg einzuschlagen, wie er seine Umstände durch Kultur des Ackerbaues oder der Viehzucht verbessern könnte. Man schützt den Landmann und sein Eigenthum von Räubern und Dieben, hängt und rädert sie, vom Wilde aber, welches nur da ist, und geschont wird, um eine wilde barbarische Leidenschaft zu unterhalten, und vom Fleiße und Früchten des Landmannes sich nähret, schützt man ihn an vielen

Or=

Orten wenig oder gar nicht, als wenn dieß nicht eben mittelbar schaden hieße, und um so merklicher, weil das Wild ohne Aufhören Tage und Nacht fort stiehlt.

Vom Räuber und Diebe kann er sich leichter schützen, vom Wilde aber kann und darf er nicht. Schießt er den erstern todt, wenn er das Seinige nicht anders retten kann, so befreyen ihn die Gesetze von aller Strafe; erlegt er aber ein Stück von letztern, das er selbst ernähren muß, so verliert er sein Gewehr, und wird obendrein hart am Leibe gestraft, oder mit einer empfindlichen Geldstrafe belegt. Wer das bezweifelt, der schieße nur einen Hasen, der ihm in einem harten Winter seine Obstbäume abschälet, und er wird an einigen Orten obige Strafen bald fühlen. Diesen Satz muß man nicht zu generell nehmen, Diese barbarische Leidenschaft hat unter unserer weisen und sanften Regierung ziemlich nachgelassen. Auch die Damen haben der Diana entsagt. Daß es aber noch Orte giebt, wo der Bauer und Hase im gleichen Werthe stehen, ist Thatsache. Doch bey zunehmender, und mehr um sich greifenden Aufklärung und Lektüre wird man immer mehr den Werth des Menschen schätzen lernen.

Wenn nun der so unaufhörlich gequälte Bauer seinem Herrn etwas unterschlagen, und mit List etwas entwenden kann, so thut er solches mit dem besten Herzen von der Welt, weil er sich einbildet, die Gerechtigkeit sey nur ein ausgedachter Vortheil der Mächtigen, damit sie sich alles von Rechtswegen zueignen können. Wenn ihm also die Furcht von Strafe nicht bange machte, so würden ihn die zehn Gebote schwerlich von gröbern Missethaten zurückhalten: denn sein Unterricht besteht an vielen Orten nur in den ihm von seinen Beamten vorgedonnerten Befehlen, ohne sie ihm zu erläutern, und die Gründe davon zu sagen; und in Predigten, die nur von fleißiger Abgabe und gewissenhafter Reichung der Zehenden, Verfluchen der Freygeister, und manchmal von Lästerungen über nützliche Verfügungen, die nur darum nichts gelten sollen, weil sie neu sind, und vom beliebten Alten abweichen, und polemischen Finsternissen handeln, die weder der Bauer noch sein weiser Prediger verstehen. So sehr setzt man den Landmann in Betreff der Erziehung auf die Seite, und unterstützt diese Tyranney sogar mit Sophismen: als z. B. es ist besser, der Bauer wisse nichts, er bleibe beym Alten, er würde sonst ein Grübler, ein Prozeßkrämmer, ein Widerspenstiger, ein Aufwikler, u. s. w. Aus der Armuth, sagt der vortrefliche Herr

Ver-

Verfasser des Buches vom Unterrichte eines alten Beamten an junge, entsteht Kleinmüthigkeit, Zaghaftigkeit, Sorglosigkeit, und Entkräftung der Seele und des Leibes. Bey einem solchen Volke ist freylich keine Geisteskraft, kein unternehmender Fleiß und Industrie. Ein weiser Fürst sagte einst: er hätte weder Mangel am Gelde noch an Soldaten, so lange seine Bauern noch silberne Knöpfe auf ihren Kleidern tragen. Was ist richtiger, als dieser Schluß? So lange der Unterthan Vermögen hat, so lange kann er auch sein Hauswesen ordentlich bestellen, seinen Geschäften mit Nutzen vorstehen, seine Felder mit Vortheil und verschiedenen Versuchen bauen, und von allen die Gebühr seinem Landesfürsten, den niemand mehr, als der Bauer, liebt, ordentlich entrichten. Nur der vermögliche Unterthan fügt sich willig und gern nach den Vorschriften seiner Vorgesetzten. Der dürftige und gedrückte hingegen ist widerspenstig, aufbochend und trotzig. Ihm ist alles gleichgültig, er kann nichts verlieren, weil er nichts hat, er rennt mit Ungestümme in den Tod, und sein einziges Labsal ist Rache.

Kultur ist also die Hauptsache, davon hängt die Fruchtbarkeit, und meistens von seinen Bewohnern ab. Obgleich einige Gegenden unter einem Klima liegen, das für den Ackerbau am

günstigsten ist, so bringen sie doch weniger als andere Gegenden hervor, die erstern in allen nachstehen, weil durch Kultur der Natur nicht, oder sehr wenig, aufgeholfen wird. Allenthalben, wo die Nation, sagt Raynal, an ihr Vaterland durch Eigenthum, durch Sicherheit ihrer Gründe und Einkünfte gefesselt ist, da blühen und gedeihen die Felder. Allenthalben, wo für die Städte keine schädliche Freyheiten, und für die Felder keine erdrückende Frohndienste seyn werden, wird man jeden in sein väterliches Erbe verliebten Landeigenthümer dasselbe durch eine emsige Kultur vergrößern und verschönern, seine Kinder nach Verhältniß seiner Güter, und seine Güter nach Verhältniß seiner Kinder vermehren sehen.

Man werfe einen Blick auf Englands Kultur, und mein Satz ist bewiesen. Dem Staate gereicht es daher zum Nutzen, und es ist sogar seine Pflicht, die Landbebauer vor allen müßigen Klassen der Gesellschaft zu begünstigen. Dem natürlichen Laufe der Dinge nach soll der größte Theil des Kapitals einer jeden anwachsenden Gesellschaft zuerst auf den Feldbau, hernach auf Manufakturen, und zuletzt auf den auswärtigen Handel angewendet werden. Diese Ordnung der Dinge ist so natürlich, daß sie in jeder Gesellschaft, die einiges Gebiet besaß, vermuthlich allezeit einigermassen beobachtet worden ist. Einige von ihren Län-

dereyen

dereyen mußten angebauet seyn, ehe einige beträchtliche Städte angelegt werden konnten, und in diesen Städten mußte eine Art roher Manufakturindustrie getrieben worden seyn, ehe sie wohl darauf bedacht seyn konnten, sich mit auswärtigem Handel zu beschäftigen.

Das Kapital, das auf die Verbesserung der Ländereyen angewendet ist, scheint so wohl gesichert zu seyn, als die Natur menschlicher Dinge nur immer gestatten kann. Außerdem haben die Schönheiten des Landes, die Vergnügungen des Landlebens, die Gemüthsruhe, so es gewährt, und, wo die Ungerechtigkeit menschlicher Gesetze es nicht störet, und die Freyheit, Reitze, die jedermann gewissermassen anlocken: und wie der Feldbau die ursprüngliche Bestimmung des Menschen war, so scheint er auch in jeder Periode seines Lebens eine vorzügliche Neigung zu diesem seinem ursprünglichen Geschäfte beyzubehalten.

Ich würde einem jeden Landmanne, der mir seine Aecker am besten bestellte, eine Kultur vornähme, einen nützlichen Vorschlag befolgte, und einen neuen Zweig im Ackerbaue ausfindig machte, eine gute Belohnung geben, ihn öffentlich zur Nachahmung und Aufmunterung anderer von der Kanzel als einen rechtschaffenen und unternehmenden Mann herun-

terlesen, und ihm die Ausfuhr seiner Produkte frey ohne Maut und Accise gestatten. Ich gebe meinen Kopf zum Pfande, er werde bald thätige Nachbarn haben. Das Bild des Landesfürsten, das jedem Bauer das theuerste und heiligste ist, öffentlich umgehangen, würde erst alles wirken, und das Feuer des Enthusiasmus für ihren Fürsten und Vaterland in Enkeln und Urenkeln entzünden.

Selbst vor den Manufakturen, sie mögen mechanische oder freye Künste seyn, verdienen die Landbebauer von der Regierung vorgezogen zu werden. Die Künste des Luxus ehren und schützen, ohne an die Felder, die Quelle der Industrie, durch die sie entstanden sind, und unterhalten werden, zu denken, heißt die Ordnung der natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse vergessen. Die Künste begünstigen, und den Ackerbau vernachläßigen, ist eben soviel, als die Grundsteine einer Pyramide aufnehmen, um ihren Gipfel damit zu erhöhen. Die Fabricken, die all ihren Flor der Landeskultur zu danken haben, weil sie allein die Materialien dazu liefert, müßen ohne derselben entweder die nöthigen Materialien von fremden benachbarten Völkern um zu theuere Preise holen, das Geld nach Millionen ausser Landes dafür schicken, und mit ihren verarbeiteten Produkten also im Preise steigen,

gen, daß sie weniger Absatz haben, und also nach und nach nothwendig verfallen müßen. Dadurch verarmen Familien, die in der Folge sich krebsartig verweitern, und den ganzen Staatskörper nach und nach anfressen, bis er gleich einem alten Baume modernd dahinsinkt.

Die mechanischen Künste ziehen durch den Reichthum, den sie den Unternehmern zuführen, durch die Bequemlichkeiten, die sie den Arbeitern durch das Gemächliche, durch die Vergnügungen und Bequemlichkeiten, welche in den Städten entspringen, wo die Sammelplätze der Industrie sind, — gewähren Hände genug an sich. Der Aufenthalt auf dem Lande hat zu den mühseligen Arbeiten Aufmunterung für Langeweile und Privationen nöthig. Der Ackersmann ist von allem, was dem Ehrgeitze schmeicheln, oder die Neugierde reizen kann, entfernt. Er lebt von Ehrenbezeugungen und den Annehmlichkeiten der Gesellschaft abgesondert, er kann seinen Kindern weder eine bürgerliche Erziehung geben, ohne sie aus den Augen zu verlieren, noch sie in eine Glücksbahn setzen, ausgenommen Mönche zu werden, um dadurch abgestorben dem Staate zur Last zu leben, die sie auszeichne, und höher bringe. Er genießt nichts für die Aufopferungen, die er ihrentwegen macht, wenn sie ferne von seinen Augen auferzogen werden.

Mit

Mit Einem Worte, er hat alle Sorgen der Natur, aber hat er auch die Vergnügungen derselben, wenn er nicht durch die väterliche Vorsorge der Regierung unterstützt wird? Alles, bis auf die Auflagen, deren Benennung allein zuweilen seinen Stand bey allen übrigen Ständen verächtlich macht, ist für ihn lästig und erniedrigend.

Eine weise Regierung kann also dem Ackerbaue ihre erste Aufmerksamkeit nicht versagen, ohne sich die Adern abzuschneiden. Das geschwindeste und wirksamste Mittel beyzustehen, besteht darinn, die Vermehrung aller Arten von Erzeugnissen durch die freyeste und uneingeschränkte Circulation zu begünstigen, allen Zwang zu entfernen, jede Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und besonders keine Prozesse wegen Reichung des Zehends von neukultivirten Gründen, und neu angebauten Sorten des Getreides zu gestatten. Werden diese Vorkehrungen nicht getroffen, so wird jede Kultur unterbleiben. Ein Beyspiel davon liefert uns der Hopfenbau. Wie viele und langdauernde Prozesse sind nicht hierüber schon geführt worden? Vom Hopfenzehende insbesondere betheuert B. Schmid, daß er zu seiner Zeit im ganzen Lande ungewöhnlich war, seine Worte sind: Quod decimæ Lupulorum non debeantur, eoquod generali patriæ con-

sue-

ſuetudine ex Lupulis nunquam decimæ fuerint præſtitæ. Tit. 28. Art. 10. n. 4. *)

Eine ganz unbegränzte Freyheit im Getreidhandel (vom Monopol oder Alleinhandel, der in einigen Staaten manchmal um wenige Dukaten feil iſt, iſt die Rede nicht, weil ſich dieſes Ungeheuer auf Koſten und zum Nachtheile einer ganzen Nation bereichert) macht zu gleicher Zeit ein ackerbautreibendes, und dem Handel ergebenes Volk. Der Getreidumlauf führt wahrhaftig das goldene Alter herbey, in welchen Milch- und Honigſtröme in den Feldern fließen. Alle Aecker ſind im Werthe; die Wieſen unterſtützen die Feldarbeit durch das Vieh, ſo ſie fett machen. Nehmt ein entgegengeſetztes Syſtem an, unternehmt es, den Ackerbau und die Circulation ſeiner Produkte durch beſondere Verfügungen einzurichten, welches Elend wird daraus entſtehen? Eine Regierung wird nicht alles ſehen, alles wiſſen, ſondern auch alles thun wollen, und nichts wird gethan werden. Die Menſchen werden wie ihre Heerden mit Getreide geleitet werden. Aus dem Leben eines Standes wird der Tod werden, weder die Ländereyen noch die Menſchen werden gedeihen können, und

*) Man leſe die vortrefliche Abhandlung, betitelt: Ueber die Unrechtmäßigkeit des kleinen Zehends in Baiern. 1784.

und die Staaten werden ihrer Auflösung und Zerstückung entgegen gehen. Ist einmal die Hauptquelle, Kultur und Ackerbau, gestopft, dann folgt über kurz oder lang ein allgemeiner Stillstand, Stockung der Revenüen, und endlich die gewaltsame oder succesive Auflösung eines Staates.

Nichts hat mir im Homer schöner geschienen, als das Gemälde des Ackerbaues, welches Vulkan in des Achilles Schild malet. Tiefe und schwarze Erde, ackernde Ochsen und schwitzende Ackersleute; ein Feld mit reifem Getreide und Schnittern, die mit Freude über die neue Aernte außer sich sind. Einige arbeiten, andere haben die Aufsicht über die Arbeiter, hinter her kommen Knaben, welche Garben sammeln. Und was das wichtigste ist, so präsidirt der Regent selbst bey der Arbeit stillschweigend (ein Zeichen gründlicher Klugheit) mit den Scepter in der Hand, und freut sich in seinem Herzen, welches die Wirkung der Weisheit ist. Diese stillschweigende Stellung, dieses Scepter, dieses Vergnügen, dieses Präsidiren, ist das vortreflichste Gemälde des Tribunals der ethischen und politischen Tugend.

Fer-

Ferner bildete Häfäistos ein fettes und weiches Brachfeld,
Das zum drittenmale gepflügt ward. Viele Pflüger
Trieben auf und ab die angespannten Stiere;
Und so oft ein jeder erreichte das Ende des Ackers,
Reicht' ein Mann ihm einen Becher voll süßes Weines;
Eilig wandte sich jener dann wieder zur neuen Furche,
Wieder wünschend ans Ende des breiten Neubruchs zu kommen,
Dunkler schien die Erde hinter dem Pfluge, wiewohl sie
Golden war; gewiß es war ein Wunder zu schauen.

Hier erhub ein Acker sich mit wankenden Saaten,
Schnitter hielten in den Händen die scharfe Sichel;
Reihenweise fielen die Schwaden hintereinander,
Und drey Garbenbinder banden sie emsig zusammen.
Hinter den Schnittern sammelten Knaben, und brachtens den Bindern
Unablässig in vollen Armen. Der König stand schweigend

Mit

Mit dem Scepter unter ihnen, und freute sich
herzlich.
Eine hochgehörnte Heerde verfertigt Häfäistos,
Einige Rinder waren von Gold, und von Zinn
die andern.

Homer Gesang 18ter nach Stolbergs Uebersetzung.

Ich konnte mich nicht enthalten diese Verse hieher zu setzen. Es liegt so viel Schönes und Wahres darinn, daß mans nicht oft genug lesen kann.

Ackerbau und Landeskultur ist der größte Vortheil eines Staates, dieß sah der große Friedrich, Preußens größter König, wohl ein, und daher verwandte er die größten Summen Geldes zur Aufnahme und Verbesserung des Ackerbaues, er ließ Sümpfe austrocknen, Möser abzapfen, Sandwüsten blühend machen, Familien, denen er Vorschuß und Freyjahre gab, sich sammeln, ihnen Häuser bauen, und so entstunden Dorfschaften und Gemeinden an Orten, wo nur Wüste und Traurigkeit herrschten, und die Reisenden die Gegenden Siberiens

ens zu sehen glaubten *). Der König schoß sehr vielen Edelleuten und Gutsbesitzern in der Markt Pommern und Schlesien Summen vor, die bis an Millionen betragen, um sie in den Stand zu setzen, damit ihr Land urbar zu machen, und zu verbessern, und Colonien darauf anzusetzen. Er hat ihnen diese Summen entweder völlig geschenkt, oder zu ein oder zwey Procent geliehen, welche Zinsen zu Besoldungen für die Schulmeister auf dem Lande, oder zu Pensionen für Wittwen und Töchter armer Officiers bestimmt sind. Auf diese Art ist nun fast alles Land urbar gemacht, und wird itzt wirklich angebauet, was dazu fähig war, und der Mühe verlohnte. Es wird sogar auch itzt darauf gedacht, die sechsjährige Brache abzuschaffen. Man kann diese Länder nicht durchreisen, ohne in den so verschrieenen Sandfeldern und Sümpfen von Brandenburg und Pommern itzt mit Vergnügen blühende Kolonien, gute Gebäude, vortrefliche Wiesen, reiche Weyden und zahllose Heerden da zu sehen, wo ehemals nur Wasser und Moräste zu sehen waren. Der König hat auch den Ackerbau dadurch sehr befördert, daß er die Abschaf-

*) Man lese die vortrefliche Rede über die Bevölkerung der preußischen Staaten, von Titl. Hrn. Grafen von Herzberg, Preussens tiefdenkenden und in jedem Fache grossen Minister.

schaffung und Vertheilung der Gemeinheiten authorisirt, und sogar durch Prämien dazu ermuntert hat, wodurch die einzelnen Besitzer Land und Weyde, die sie allein besitzen, weit besser benützen können, als wenn sie dieselben mit einander gemeinschaftlich haben. Diese in der Ausführung sehr schwere Sache ist doch in einigen hundert Dörfern zu Stande gekommen, und wird noch jährlich fortgesetzt. Weiter heißt es: Da der Ackerbau der sicherste Weg ist, die Bevölkerung zu befördern, weil er die unmittelbarsten und unentbehrlichsten Mittel des Unterhals den Einwohnern liefert, so hat der König während seiner ganzen Regierung sich unaufhörlich damit beschäftiget, Dörfer, Vorwerker und Mayereyen, welche in vorigen unglücklichen Zeiten eingegangen waren, wieder aufzubauen, und auch viele neue, vorzüglich längst den Strömen und in den Wäldern, anlegen zu lassen.

Durch Begünstigung des Landbaues also wurden seine Staaten bevölkert und blühend, und bildeten sich dadurch zu einer fürchterlich entscheidenden Macht in politischer Hinsicht heran. Der König schützte den Landmann, ahndete jede Mißhandlung desselben auf das strengste, vergab oft selbst von seinen Rechten etwas, befreyte sie von proceßsichtigen Advokaten, und den heimlichen Betrügereyen der

Schergen, so viel immer möglich war. Er ließ den Bauern sowohl im Verhältnisse seiner Gründe, als auch der Güte derselben, des leichtern Absatzes der Produkte, und anderer Umstände wegen, sehr leicht und billig mit Abgaben belegen, erließ sie ihnen bey Unglücksfällen ganz oder die Helfte, und machte ihnen in Nothfällen selbst beträchtliche Vorschüße. Er führte den ganzen siebenjährigen Krieg, ohne den Landmann mit einer neuen Abgabe zu belegen. Die Hungersjahre 1771 und 72 waren in Preußens magern Landen unbekannt. Fremde Monarchen und Nationen ahmten seine vortrefliche Kriegskunst nach, um künstlich und systematisch Menschen zu morden, aber das Meisterstück seiner Regierungskunst, und innere Stärke seiner Staaten, nämlich die Kultur des Landes, Veredlung, Achtung und Schonung und Beförderung des Bauernstandes, die deßwegen im Nothfalle Heldenthaten ausübten, und ihr Leben und Blut willig für ihren König und Vaterland opferten, — ließ man allein unbemerkt.

Englands vortrefliche Regierung, bekannt mit den Vortheilen der Landeskultur, begünstigte schon Jahrhunderte nicht nur allein den Ackerbau, und beförderte ihn nach allen Kräften, sondern hat ihn itzt auf so hohe Stuffen gebracht, daß es in alle benachbarte Reiche

Getreid

Getreid verführt, und dadurch alle Jahre Millionen Geld ins Land zieht. Es hat unter andern vom Jahre 1715 bis 1755 außer andern Getreidarten an Weitzen allein 25 Millionen Winspel nach Frankreich gesendet, und dafür 200 Millionen Livres bekommen *).

Europa würde noch weit zurück seyn, ohne die Betrachtung englischer Schriftsteller, welchen es geglückt hat, eine sehr grosse Menge Vorurtheile auszurotten, und viele vortrefliche Verhandlungsarten einzuführen. Dieser Eifer für die erste aller Künste hat sich den Arbeitern ihrer Nation mitgetheilt. Einer unter ihnen, Fair-child, hat den Enthusiasmus soweit getrieben, daß die Würde jenes Standes jährlich durch eine öfentliche Rede gefeyert werden solle. Sein Wille ward zum erstenmale im Jahre 1760 in der St. Leonhardskirche in London erfüllet, und seit dieser merkwürdigen Epoche ist eine so nützliche Zeremonie nicht unterbrochen worden. Ihren Akademien werden Preisaufgaben über Verbesserung des Ackerbaues vorgelegt, und ordentliche Professoren darauf besoldet. Man versicherte mich zuverläßig, daß die Errichtung einer Lotterie im Werke seyn soll, wovon der abfallende Nutzen und

*) Les interets de la France mal entendus. Tom. I. pag. 18.

und Gewinn, der von der Nation allein kömmt, auch wieder zu ihrem Vortheil, nämlich zur Kultur des Ackerbaues, Verbesserung künstlicher Wiesen, und Belohnung derjenigen soll verwendet werden, die mittel- oder unmittelbar dazu etwas beytragen. Dadurch wird der Verlurst der Einzelnen im Ganzen ins Hundertfache ersetzt. Die Engländer sehen wohl ein, daß ihr Staat ohne Handlung schwach ist; daß die Handlung nur durch die Bevölkerung blühen kann, und daß die Bevölkerung von dem Ackerbaue und vornehmlich von der Vermehrung des Getreides abhanget. Sie haben zu gleicher Zeit gelernet, daß, um mehreres Getreid zu bekommen, man den Dung vermehren müße, daß, um mehreren Dung zu erhalten, man die Anzahl des Viehes vermehren müße, und daß, wenn man den Viehstand verstärken will, man sich nach mehrerem Futter umzusehen habe. Sie nahmen also ihre Zuflucht zu künstlichen Wiesen, Kleebau und Benützung der Brache, und mit so einem guten Erfolge, daß sie ihren Viehstand und dadurch den Getreidbau um die Helfte vermehrten.

Das zerfallene Frankreich, worinn der Landmann ein allgemeines Lastthier war, worauf jeder nach seinem Belieben seinen Sattel legen konnte, wie die Reisenden und viele Schriften

betheuern, hat nebst noch andern Ursachen vielleicht hauptsächlich seinen Zerfall der vernachläßigten Landeskultur und Geringschätzung des Ackerstandes zu danken. Dieses Land des Luxus von jeder verderblichen Art, verdarb Länder und Sitten damit, schnitt sich durch Geringschätzung des Landvolkes und Vernachläßigung des Ackerbaues die Hauptkanäle öffentlicher Einkünfte ab, und darbte in einem der besten Länder Europens. Das ist beynahe das Loos aller von Natur guten Länder. Das in jedem Betrachte von Natur beglückte, aber durch Hintansetzung der Landeskultur und niedrige Verachtung des Landvolkes herabgewürdigte Pohlen ist ein sicherer Beweis.

Das abergläubische Spanien, das nur dann thätig ist, wenn es unschädliche Meynungen zu bekämpfen hat, befindet sich in der nämlichen Lage, und es hat schon öfters mit den Schätzen der alten und neuen Welt gehungert.

Das chinesische Reich, eines von größten und volkreichsten in der Welt, treibt schon viele Jahrhunderte durch den Ackerbau und die Landeskultur aufs höchste. „Sogar die „höchsten Gipfel der Berge, und die steilsten Felsen wußten sie durch getheilte Absätze zu fruchtbaren Feldern zu machen, deren „jedes jährlich seine Aernte einer gewissen Art

vom

„vom Getreide, oft selbst vom Reiße, giebt.
„Diese Nation betrachtet den Gebrauch der
„Brachfelder als einen an und vor sich schäd-
„lichen Mißbrauch, als den Verderb des Ue-
„berflusses und der Bevölkerung, der mit als
„der Hauptgegenstand des Ackerbaues angese-
„hen werden muß. Ein chinesischer Landmann
„würde das Lachen nicht verbergen können,
„wenn man ihm sagte, die Erde habe nöthig,
„eine bestimmte Zeit zu ruhen; ganz zuverläs-
„sig würde er sagen, daß wir noch weit vom
„Ziele wären, wenn er unsere sowohl alte als
„neue Abhandlungen, unsere blendende Vor-
„schläge zur Verbesserung des Landbaues le-
„sen könnte. Was würde er nicht sagen,
„wenn er unsere Haiden sähe; einen Theil
„der Ländereyen ungebaut liegen, den ande-
„ren zu unnützen Bauarten angewendet, und
„den Ueberrest elend bearbeitet, gewahr wür-
„de? Wenn er, indem er unsere Felder durch-
„striche, das äußerste Elend, und die Barba-
„rey derer, so Bauern sind, erblicken sollte?
„Die chinesischen Ländereyen, überhaupt ge-
„nommen, sind nicht von einer bessern Be-
„schaffenheit als die unsern. Man trift so,
„wie bey uns, gutes, mittelmäßiges und schlech-
„tes Land an. Strenge und leichte Erde,
„thonichte Aecker, und Aecker, wo Sand,
„Steine, und Kiesel überhäuft sind. Alle
„diese Ländereyen, selbst in den nordischen

„Provinzen, tragen jährlich ein = bis zweymal, „einige in den mittägigen Provinzen fünfmal „in zwey Jahren, ohne jemals zu ruhen, seit „tausenden von Jahren, seit welchen sie genutzt „wurden. Die Chineser brauchen eben die „Düngung wie wir, um ihrem Boden das „Salz und den Nahrungssaft wieder zu geben, „welche ihm ein beständiges Tragen unabläs= „sig entzieht. Sie kennen die Mergelarten, „sie bedienen sich des Küchensalzes, des Kalkes, „des Mistes aller Thiere, sie mögen seyn, wel= „che sie wollen, vorzüglich vor allen andern „aber desjenigen, mit welchem wir in allen „unsern Städten die Flüße verunreinigen. „Sie nützen den Urin, welchen sie in allen „Häusern mit Sorgfalt aufheben lassen, und „welches manchem einträglich gering ist; mit „Einem Worte, alles dasjenige wird der Erde „mit der sorgfältigsten Genauigkeit wieder ge= „geben, was aus selbiger herkam, die Na= „tur oder die Kunst möge die Figur davon „noch so verändert haben.

Der Kaiser in China begeht noch bis itzt alle Jahre am fünfzehnten Tage der Neumon= de, der gemeiniglich in die ersten Tage un= sers Märzes fällt, in eigner Person die Zere= monie der Eröfnung der Erde. Er begiebt sich mit grosser Pracht auf das Feld, so zu dieser feyerlichen Handlung bestimmt ist. Die

kaiserlichen Prinzen, die Präsidenten der fünf grossen Tribunale, und eine unzählige Menge von Mandarinen begleitet ihn. Zwo Seiten des Feldes sind mit den Officieren und den Garden des Kaisers besetzt, die dritte wird für die Landleute der Provinz aufbewahrt, welche zulaufen, um ihre Kunst von dem Oberhaupte des Reiches geehrt und ausgeübt zu erblicken, die Mandarinen haben die vierte Seite inne. Der Kaiser betritt ganz allein den Acker, wirft sich nieder, verrichtet sein Gebeth gegen Tien, (den Gott des Himmels) um den Segen von dem Geber alles Guten zu erbitten. Er nimmt hierauf den Pflug, der mit ein Paar Ochsen bespannt ist, und zieht verschiedene Furchen nach der Länge des Feldes, worauf er solchen den vornehmsten Mandarinen übergiebt, welche gleichmäßig diese ehrwürdige Arbeit mit der ersten Geschicklichkeit verrichten. Diese Zeremonie endiget sich mit Austheilung von Silber und Stücken Stoffe an die Bauern, welche gegenwärtig sind, und von welchen die Hurtigsten den Ueberrest des Ackers in Gegenwart des Kaisers mit der größten Fertigkeit ausführen. Einige Zeit darauf, nachdem man alle nöthige Arbeit und Bedüngung verrichtet hat, kömmt der Kaiser wiederum, die Zusaat seines Feldes vom neuen anzufangen. Dieses geschieht ebenfalls

falls mit Feyerlichkeit, und in Gegenwart der Landleute.

Die nämliche Handlung wird in allen Provinzen an eben dem Tage durch die Unterkönige verrichtet *).

In dem vorjährigen Landboten, der uns schon so schöne und nützliche Stücke geliefert hat, und doch von gewissen Klassen von Menschen, die Licht scheuen, und Finsterniß lieben, hämisch verlacht und verschrien wird, steht Nro 4 die Vergleichung des französischen mit dem englischen Feldbaue, die darum nicht am unrechten Platze stehen wird, weil sie bey mehrern eine Gährung verursacht hat, und wir mit dem französischen Feldbaue eine sehr genaue Aehnlichkeit haben. Die Stelle ist folgende:

Ich werde mich bey dieser Vergleichung nicht auf die Berechnung der Unkosten, welche die beyderseitige Feldbauart fodert, einlassen, sondern sie nur von Seiten der Düng- und Fütterung, als der wesentlichsten Grundlage der Landwirthschaft, betrachten. Finden unsere baierischen Landwirthe keinen Nutzen, oder

*) Reisen eines Philosophen mit Betrachtungen über die Gebräuche, Sitten, Künste, Ackerbau rc. und den Handel in Asia und Afrika.

oder keinen Stoff zum Nachdenken in diesem Aufsatze, so muß es ihnen doch angenehm seyn zu wissen, auf welche Art ihr edels Gewerb in entfernten Ländern getrieben wird, und sie können es entscheiden, wer es am besten macht.

Ein französischer Bauer oder Pachter, der z. B. 100 Morgen Landes besitzt, meynt sein Gut in eine ziemliche Aufnahme gebracht, und vortheilhaft eingetheilt zu haben, wenn der vierte Theil (25 Morgen) aus Wiesenwachs besteht: die übrigen 75 Morgen theilt er in drey Felder ein. Zwey derselben werden jährlich angebauet, das eine mit Roggen, das andere mit Gerste, Haber, oder anderm Getreide; das dritte, Versennes genannt, ruht ein ganzes Jahr, in welchem man es, nachdem das Erdreich locker oder fest ist, und es das Vermögen des Landmannes zuläßt, drey- oder viermal umpflügt, um es im Herbste mit Roggen zu bestellen.

Ganz anders verfährt der Bauer im Englande. Er sey Eigenthümer oder Pachter, so theilt er seine hundert Morgen in 2 Theile; der eine wird zu künstlichen Wiesen angelegt, der andere wird wieder in zwey Theile getheilt, um wechselweise, und ohne auszuruhen, Korn, Gerste, Haber, oder anderes Getreid zu tragen. Sind diese Wiesen mit Klee bebauet, so

so dauert das Erträgniß des Getreidbodens 3 Jahre fort; sind aber die Wiesen mit Esparset, Luzerne, oder Raygras (Lolium perenne, Wintertrespe) besäet, so müßen die Aecker 5 bis 6 Jahre lang, ohne auszuruhen, tragen. Nach dieser Zeit werden die Wiesen im Herbste mit dem Pfluge umgestürzt, um selbige auf eben so viele Jahre, als sie dem Viehe Futter gegeben, zu Getreidlande zu machen; diejenigen aber, welche Getreid getragen, zu Wiesen zu machen.

Der englische Bauer hat also in jedem Jahre so viel Getreidfeld, als der Franzose, weil jener sein Feld nie ruhen läßt. Es erschöpft sich dadurch so wenig, daß es vielmehr in Besserung gebracht wird, und eine stets reichere Aernte giebt.

Der Engelländer hat 50 Morgen Wiesenwachs, der Franzose nur 25. Dazu kömmt noch, daß ein Morgen von der Wiese des ersten, welche mit Klee, Esparset, Luzerne, oder Raygras besäet ist, 5 oder 6 Morgen von dem natürlichen Wiesenwachse des zweyten gleich zu achten ist. (So versichern Dichamel und die Erfahrung.) Der Engelländer erhält also 10 = bis 12mal mehr Fütterung als der Franzose. Er hält um so viel mehr Vieh, welches ihm auch verhältnißmäßige

Dün=

Düngung giebt, dergestalt, daß er 15 Fuder Dünger auf seinen Acker bringen kann, wenn der französische Landwirth nur 1 dahin zu führen im Stande ist. Ueberdas hat der Engelländer nur 50 Morgen Getreidland zu düngen, der Franzose aber 75, und jener würde 18 Fuder, gegen Eines in Frankreich, auf seine Aecker bringen können, wenn er nicht den 9ten Theil seines Düngers aufbehielte, um alle 3 Jahre seine künstlichen Wiesen damit zu bessern.

Diejenigen Landwirthe, welche die Reichthümer, so auf dem Futter und Dünger des Viehes ruhen, kennen, werden weit besser, als alle andere, die Vortheile eines Feldbaues begreifen, welcher die Getreidärnten in jeder Art verdoppelt, und die Futterärnten wenigstens verzehnfältiget.

Ueberall, wo dieser Feldbau angenommen, unterstützet, und von der Regierung geschützt wird, da wird man die Wahrheit des grossen Grundsatzes des Diade Sally erfahren: Daß die Einkünfte einer Nation nicht sicherer sind, als wenn das Land mit reichen Arbeitsleuten bevölkert ist; daß die Gaben der Erde allein unerschöpfliche Güter, und daß in einem Staate alles blühe, in welchem der Ackerbau blühet.

Ueber-

Ueberall hört man klagen, daß das Geld immer weniger werde, daß Handel und Wandel immer mehr verfalle, daß nirgends Verkehr, und die Losung wenig und unbeträchtlich sey. So spricht der Handelsmann, so der Bürger, und so der Bauer. Sind diese Klagen gegründet, und was verursacht Mangel am Gelde? Diese Klagen, glaube ich, sind eine sehr natürliche Folge des immer mehr über Hand nehmenden Luxus, (worunter ich solche Waaren und Sachen verstehe, die weder einen innerlichen Gehalt haben, noch zu einem nützlichen Gebrauche, von keiner Dauer sind, und nichts zu den bildenden Künsten beytragen) welcher durch ausländische Waaren unterhalten wird, itzt so allgemein ist, daß er dem Staatskörper schädlich wird, und nicht lange dauern kann, weil er sich selbst verzehrt. Dieser Luxus entzieht beständig der Nation das Geld, macht, daß die Produkte des eignen Landes geringer werden, er ist eine Ursache, daß die innländischen Manufakturen zu Grunde gehen, er unterdrückt den Geist der Nation, er macht sie den Fremden beynahe zinsbar, von welchen sie die Materialien des Luxus zu nehmen gezwungen ist. Der Luxus schwächt die menschliche Natur, verderbt die Sitten, er macht die Familien, und in der Folge auch den Staat, arm, er vermindert die Bevölkerung, führt eine größere Freyheit in

der Lebensart und in dem Umgange ein, er verursacht durch die öftere Veränderungen eine gewisse Gleichgültigkeit in den Sitten, er zerreißt die Bande der Tugend, welches die Scham und Züchtigkeit ist, er schwächt Treue und Glauben, er pflegt von einer allzugrossen Liebe zu den Bequemlichkeiten, und nachgehends von einer sibaritischen Weichlichkeit, welche die Gemüther und Körper der Menschen schwächt, begleitet zu werden, er verursacht überflüßige Bedürfnisse, macht also die Menschen wenig wohlthätig, freygebig und leutselig, weil er ihnen das Werkzeug, es seyn zu können, wegnimmt, er verursachet ferner, daß sie kühner und betrieglicher werden, und reizt sie zu Dingen, die weder gerecht noch ehrbar sind. Der Luxus, sagt der verewigte Verfasser des Buches, der Geist der Gesetze, polirt die äusseren Manieren der Lebensart, und macht sie feiner, allein er verderbt die Sitten.

Welche Summen Geldes werden nicht jährlich aus Baiern für unbedeutende Galanteriewaare geschleppet, die keinen innerlichen Werth haben, und nach etlichen Wochen und wenigem Gebrauche kaum mehr, ohne schaamroth über seine thörichte Verschwendung zu werden, angesehen werden. Dergleichen Waare sind Ringe, Knöpfe, Schnallen, schlechte Uhren, Hut-

schlin-

schlingen, Uhrketten, Stöcke, Stockknöpfe, Etquis, und so ins Unendliche. Wenn man erst Frauenzimmerwaare betrachtet, so weiß man weder Anfang, noch Ende, Bänder von hunderttausenderley Gattungen, Fächer, Hüte, Spitzen, Gais, Hauben, Rouge, Federn, allerley Seidenwaare, und wer kann alles erzählen? Tücher, Leinwand, Zucker, Koffee, Weine, Cigäre, und allerley süße Waaren. Wie viele Tausend, und fast Millionen, werden nicht für diese Artikel außer Land gebracht?

Bey dieser Lage, bey diesen Umständen ist es also höchst nothwendig, wenn wir anders auf uns selbst, und fürs Ganze, besorgt seyn wollen, auf Mittel zu denken, und sie nach aller Möglichkeit zu befolgen, und ins Werk zu setzen, damit eine Gleichheit und Verhältniß zwischen der Ausfuhr eigner und Einfuhr fremder Produkte und Materialien hergestellt werde, und diese bestehen in der bessern und stärkern Kultur des Ackerbaues, und der hieraus entspringenden Vermehrung, und besserer Bestellung des Viehes.

Wenn wir unser von Natur in jedem Betrachte glückliches Baiern betrachten, so ist es sowohl wegen seiner innerlichen Beschaffenheit, als Verhältniß mit seinen Nachbarn, zur Kul-

tur des Ackerbaues gleichsam aufgefodert. Das Klima ist sehr gemäßiget, der Grund und Boden, wenige Gegenden ausgenommen, zum Ackerbau vorzüglich gut. Die Flüße, deren es sehr viele hat, und sehr gut vertheilt sind, machen von jeder Gegend die Ausfuhr der Produkte sehr bequem, leicht, und nicht kostspielig. Es mangelt weder am Holze zu Schiffen noch Flößen, und gegenwärtig sind auch solche Anstalten zur Holzkultur getroffen worden, daß man nie Mangel haben werde. Wenn erst einmal der Hoffuß, der so auffallend ungleich ist, und bey dem so wenig Rücksicht sowohl auf der Menge und Weitschichtigkeit, als Güte der verschiedenen Gründe beobachtet ist, verhältnißmäßig regulirt werden sollte, dann wird die Bürde vieler hundert Unterthanen erleichtert, die Abgaben werden nicht weniger, und weniger Ausstände bleiben. Ich weiß Gegenden, wo ein ganzer Hof, der weitläufige und von Natur gute Holz- Wies- und Feldgründe besitzt, kaum die Helfte, oft kaum ein Drittel, von Abgaben zahlt, was ein Halbbauer mit schlechten und wenigen Gründen zahlt. Ich kenne Höfe, wovon einer nicht einen Gulden Steuer auf ein Ziel entrichten darf, und hingegen halbe und Viertelhöfe, die 4, 5, 6 und 8 fl. auf ein Ziel zahlen müßen. Welche Ungleichheit? Hier soll und könnte ein Verhältniß hergestellt werden.

den. Es setzt aber voraus, daß unsere Geometer nicht nur allein messen können, und die Kommissarien nur Zuseher abgeben, sondern sie müßten Oekonomie und Naturgeschichte verstehen, und Grund und Boden kennen. Bey so einem Geschäfte müßte auf alles Rücksicht genommen werden, auf die Lage an Flüssen, die Nähe oder Entfernung von grossen und kleinen Städten, wegen des leichtern oder härtern Absatzes der Produkte, auf die Grundherrschaften, auf die verschiedenen Arten von Lehengütern, auf Scharwerchen und Schäfereyen u. s. w.

Das Landvolk in Baiern ist ein sehr guter Schlag Menschen, die nichts als Anleitung, Vorschläge und Unterstützung bedürfen. Sie lieben ihren Landesfürsten väterlich, opfern ihm, wenn es nothwendig ist, oder eine Gefahr droht, Güter, Gut und Leben auf. Man lese die Geschichten, und man wird über die Tapferkeit, Liebe und Treue gegen die Regenten staunen.

Was die angränzenden Nachbarn betrift, so sind alle Vermöge der Beschaffenheit ihrer Länder in die Nothwendigkeit gesetzt, aus Baiern Getreid von jeder Gattung abzunehmen, und sogar darum zu bitten. In diesem Punkte sind sie im wahren Verstande davon abhän=

abhängig. Salzburg, Tyrol, und die Schweitz können mit all ihrem Fleiße und Kultur bey immer mehr und mehr zunehmender Volks-vermehrung unmöglich sich so viel Getreid bauen, als sie nothwendig haben, weil es die Beschaffenheit ihrer Länder unmöglich zuläßt, sie müßen also aus Baiern Getreid zu bekommen suchen. In der nämlichen Lage befinden sich Schwaben, Böhmen und Oesterreich. Wenn letzteres in einem Kriege verwickelt ist, so muß es ihre Magazinen mit baierischem Getreide füllen. Man gehe nur wenige Jahre zurück, so wird man dieß alles bestättiget finden. Mit dem Viehe hat es die nämliche Beschaffenheit, weil die benachbarten Länder Mangel am Getreide haben. Wie viele tausend Schweine, Schafe samt der Wolle, und Stück Rindviehe werden nicht jährlich aus Baiern geliefert? Diese Anzahl würde mehr als noch so groß seyn, wenn mit mehr Fleiß, Unterstützung, Aufmunterung und praktischer Anwendung guter, aber ausführbarer, Vorschläge die Kultur des Ackerbaues mehr betrieben würde. Der Absatz dieser Produkte würde noch so stark und beträchtlich seyn, und folglich der Umlauf des Geldes vermehrt, die Fabriken in bessern Zustand versetzt, und alle Handwerker und Handlungszweige verbessert, und auf eine weit höhere Stuffe gebracht werden müßen.

Ich

Ich will zum Besten meines Vaterlandes, und zum Wohl des Landvolkes ein und andern Einschlag geben, die in der Ausübung leicht, und in der Folge von unendlichem Vortheile seyn werden. Ob diese Vorschläge aber auch befolgt und ausgeübt werden, an dem zweifle ich sehr, weil die Anhänglichkeit ans Alte beynahe unüberwindlich, und der Bauer zu wenig sowohl von Seite seiner geistlichen als weltlichen Vorsteher dazu aufgemuntert, wo nicht gar gehindert werde. Die guten, thätigen und rechtschaffenen Männer von Beamten und Pfarrern, deren ich selbst sehr viele kenne, sind hier, wie überall, ausgenommen, und von jedem vernünftigen geliebt und hochgeschätzt.

Die Hindernisse der Kultur, wovon mehrere in einem erst kurz herausgekommenen Buche, betitelt: **Die monathliche Oekonomie, oder Land- und Hauswirthschaft, das ist: die vornehmsten Verrichtungen, Gegenstände, und Vortheile eines Landwirthes, durch alle Monathe des Jahres, in Fragen und Antworten, sonderbar in Baiern. Von Michael Lenk, regul. Chorherrn und Kapitularen zu Polling,** im Anhange sehr schön auseinander gesetzt sind. Ich wünschte, daß dieses Buch recht bekannt, und besonders unter die Jugend auf dem

Lan-

Lande vertheilt würde. — Nur von Hindernissen, diese sollen, so viel nur immer möglich, gesammelt, und dann öffentlich bekannt gemacht werden. Besonders soll der immer mehr und mehr überhand nehmende Egoismus, Privatinteresse, und der gehäßige Eigennutz, und die Gründe der Hintansetzung des allgemeinen Besten nicht unbemerkt bleiben.

Es ist vortheilhafter, wenn der Bauer Ochsen statt Pferden hält *).

Wenn ich hier in München an den Schrannentagen die kleinen, schlechten, matten und elenden Pferde der Bauern ansah und betrachtete, so stellte ich allemal folgende Fragen an mich selbst: Wäre es denn für den Bauern nicht weit vortheilhafter, wenn er statt Pferden

*) Vorspruch: Der Ackerbau ist die Stütze, der Reichthum des Staates; der Ochs die Stütze des Ackerbaues, mithin des Staates.

Nota. Ich ließ diesen kleinen Aufsatz in vorjährigen Landboten einrücken, und erwartete entweder eine Widerlegung oder eine Belehrung, es erschien aber nichts hierüber, und das macht mich glauben, daß meine Gründe hinlänglich waren.

den Ochsen sich hielte; oder sind ihm denn die Pferde durchaus unumgänglich nothwendig, und kann er nicht eben so gut seine Arbeiten mit Ochsen als Pferden verrichten?

Der Bauer braucht seine Pferde zur Bestellung und Bearbeitung seiner Felder, er führt Dünger, Holz und Getreid damit, seine verkäuflichen und entbehrlichen Produkte in die Stadt, und führt wohl auch Salz von einer Niederlage zur andern um Lohn. Alle diese Arbeiten kann er eben sowohl und gerade so leicht mit Ochsen verrichten, und zur Bearbeitung der Felder auf die nämliche Art gebrauchen. Im Pfluge zum Ackern braucht er ein Paar Pferde, und es geht mühsam und hart damit, besonders auf schweren Gründen, ein nur mittelmäßiges Paar Ochsen im Pfluge sind genug, und ziehen den Pflug sehr leicht, und eine Person, wenn es auch eine Weibsperson, wie im Walde, ist hinlänglich. Sind die Pferde klein und schwach, wie sie es im Oberlande durchgehends sind, so ist damit nichts ausgerichtet. Mit vier schönen und starken Ochsen führt er schwerere Lasten, als mit vier schlechten Pferden.

Der Aufwand und das Futter für Pferde ist gewiß sehr beträchtlich. Schon ehe es gebraucht werden kann, bedarf es festerer und

kör-

körnichter Fütterung, und dieser ganzer drey Jahre durch, wenn anders etwas daraus werden soll. Ist die Stutte trächtig, so ist bessers Futter nothwendig, und soll lange Zeit vor und nach der Geburt geschont werden, um dem Füllen nicht zu schaden. Der Bauer muß es also lange Zeit bey der Arbeit entbehren. Sechs Pferde verzehren das Jahr hindurch, nur gering angeschlagen, 36 Schäfel Haber, das Schäfel zu 5 fl. macht 180 fl. Schmied und Sattler 20 fl., als 200 fl. Sie fodern auch viel und gutes Heu, und das ist nicht überall zu haben. Hält er sich Ochsen, so sind obige 200 fl. reiner Gewinn. Giebt man Ochsen dasjenige Futter, womit Pferde, wenn man ihnen keinen Haber giebt, matt bleiben, und kaum brauchbar sind, so werden die Ochsen damit schon fett und schlagbar, besonders wenn man nur die Helfte Pflege und Reinlichkeit verwendet, die man auf Pferde nothwendig verwenden muß.

Keine Gattung Thiere ist größern und mehrern Gefahren ausgesetzt, als die Pferde. Fehlt etwas an einem Auge, an dem Schweife, an der Möhne, an einem Fusse, hat es grosse lange Ohren, einen dicken Kopf, ist es übel gezeichnet, hat es schlechte Hüfe und gewisse Jahre erreicht, so wird es blind und kaum um 5 fl. mehr verkauft. Fällt oder schlägt

man es nieder, so wird kaum die Haut genützt. Werden sie krank, und das geschieht gar nicht selten, so werden sie meistens von unerfahrnen Schmieden und Abdeckern jämmerlich umgebracht, und lassen sich entweder im Gelde oder Naturalien, als Getreid, Holz und Leinwand, doch sehr doktormäßig, bezahlen.

Die Pferde sind meistens die nächste Ursache, den Bauern zu Grunde zu richten. Nebst obigem Verlurste, reitet er, ohne Verrichtungen zu haben, öfters in die Stadt, auf die Märkte, versäuft sein Geld, lernt das Spielen, geht müßig, versäumt seine Arbeiten, verliert seinen einfachen, redlichen Karakter, lernt Verstellungen und Lügen, und noch mehrere Laster der Städter kennen. Je weiter der Bauer von der Stadt entfernt ist, und je seltner er dahin kömmt, desto braver und vermöglicher ist er.

Der Dünger von Pferden ist schlecht, und taugt für Wiesen und Aecker wenig, besonders für hitzige, trockne und sandigte nicht, und das ist ja schon Schade genug für den Bauern. Hält er sich aber Ochsen, so bekömmt er mehr und bessern Dünger, kann also seine Felder besser begailen, und erhält folglich mehr Getreid und Strohe, und folglich mehr

Fut-

Futter und Streu, und folglich wieder mehr Dünger. Büffon sagt in seiner Naturgeschichte, daß der Ochs die Basis der Opulenz der Staaten, und daß die Staaten ohne die Kultur ihres Bodens und Ueberfluß am Viehe sich nicht erhalten, noch in Flor bringen können.

Wenn man hier in München einen sogenannten Sand- oder Holzbauern betrachtet, der Gasse aus und Gasse ein fährt und schreyet, so weiß man beym ersten Anblicke nicht, ob man mehr Mitleiden mit dem Bauer, oder mit seinen noch elendern Pferden haben soll. So oft ich bey einem solchen Fuhrwerke vorüber gehe, so eile ich schnell vorbey, aus Furcht, das elende Gerippe von einem Pferde möchte aus Schwäche und Mattigkeit umfallen, und mir Arme und Beine entzwey schlagen. Ein solcher Sandbauer löst 30 bis 40 Kreuzer, die er wieder schön sauber vertrinkt. Er lernt also gelegenheitlich den Trunk, und versäumt zu Hause seine Arbeit.

Man pflegt zwar Einwendungen zu machen, die aber wenig sagen wollen. Mit Pferden kömmt man geschwinder fort, als mit Ochsen. Mit guten, grossen und starken Pferden hat es seine Richtigkeit, mit schlechten nicht. Man braucht Pferde im Kriege, sehr wahr und richtig: aber diese müßen

groß und stark seyn, sonst sind sie nicht einmal brauchbar. Starke Pferde aber hat an den meisten Orten der Bauer nicht, und zum Vorspann und Pagage zu führen sind Ochsen ebenfalls brauchbar. Die Ochsen macht sobald nichts untüchtig zu allem möglichen Dienste, er sey gestaltet, wie er gestaltet seyn kann, er habe einen schönen oder schlechten Schwanz, eine oder zwey Ohren, so thut er seine Dienste, und wenn er auch ein oder alle zwey Hörner verlöre, und seine Dienste wären dadurch gar, so frißt er sich doch in Ruhe am Futter vom geringern Werthe bald fett, und mästet sich. Er verliert bey allen jenen Fehlern nicht einen Heller am Preise, den er ohne sie würde gehabt haben, er hat allezeit einen innerlichen Werth, sein Fleisch ist eine gute und nahrhafte Speise, die jedweder sucht, und gern bezahlt, er dient im Leben und nach seinem Tode, denn seine Haut hat einen bekannten wichtigen Werth. Unschlitt, das im Preise immer steigt, weil die Bevölkerung zunimmt, und folglich mehrere Kerzen verzehrt werden, würde durchs Ochsenhalten sehr vermehrt, und gäbe einen starken Handlungszweig, da ohnehin itzt schon sehr viel ins Oesterreich verführt wird. Durch die Vermehrung der Ochsen entstünde in der Folge ein außerordentlicher Nutzen und Vortheil durch das Leder, wenn anders den Fabriken

auf-

aufgeholfen würde. Wir haben ja Beweise, daß man es im Lande so gut wie im Auslande zurichten könne. Dadurch würde außerordentlich viel Geld im Lande bleiben, Schuhe und alle Gattungen von Leder, über deren Theuerung so außerordentlich geklagt wird, würden wenigstens um ein Drittel wohlfeiler werden müßen. Der Handwerker verlöre nichts, weil er um das mehr Absatz haben würde, der Landmann könnte wohlfeiler, und eben darum mehr kaufen. Das setzt aber Eichenkultur voraus, die bey uns sehr leicht ins Werk gesetzt werden könnte, da wir weder an Eicheln, noch Gründen dazu Mangel haben.

Ich habe schon mit recht vielen Bauern gesprochen, ob es denn in ihren Dörfern nicht einige gebe, die Ochsen statt Pferde halten, wie ihre häuslichen Umstände stehen, ob sie mehr Getreid bauen, und schuldenfreyer sind u. s. w. und ich erhielt allemal zur Antwort, daß sie weit besser, wie sie, stunden, mehr zu Hause blieben, und überhaupt brave Männer wären.

In dem baierischen Walde von Straubing bis Kam, gegen Böhmen zu, dann herwärts in der Gegend um Kötzing, Viehtag, Zwiesel, Hengersberg und bis Passau findet man weni-

wenige Bauern, die nur ein Pferd halten, und mehrere bey einem sind eine wahre Seltenheit. Sie führen in die Städte sechs und noch mehrere Stunden weit Holz, Getreid, und alles, was sie Verkäufliches haben, mit Ochsen, und befinden sich im Verhältnisse mit den hiesigen Bauern um die Helfte besser. Ihre Gründe sind in den meisten Orten gleichsam mit Steinen übersäet, bergicht, und bald besser und schlechter, wie hier herum, aber mit Dünger können sie es besser bestellen, weil sie viele Ochsen haben, viele mästen, und sich eben darum besser befinden müßen. In der obern Pfalz hat es die nämliche Beschaffenheit. Der Bauer hat da durchgehends Ochsen, und höchst selten nur ein Pferd. Die Gründe und Wege sind bekannt als die schlechtesten.

Hier im Oberlande gienge es um so leichter an, weil das Land flach ist, und überall gute Wege und Strassen sind, die im baierischen Walde und in der Pfalz durchgehends mangeln. Ich behaupte nicht, daß man alle Pferde wegthun soll, aber vermindern soll man sie. Es können auch Fälle eintreten, wo der Bauer eilends wohin reiten soll, und dann wird ihm ein oder zwey Pferde gute Dienste thun, und das um so mehr, weil er eins oder zwey besser halten kann, und doch

in der Folge viel Gewinn haben werde, wenn er diese Vorschläge befolgt, und Ochsen hält.

Wer, heißt es, kauft dem Bauern seine Pferde ab, und wie und woher kann er sich um das wenig gelößte Geld aus den verkauften Pferden sogleich Ochsen beyschaffen? Daß dieß auf einmal nicht möglich sey, sieht wohl jeder von selbst ein. Aber in der Folge und nach und nach ist es um so leichter möglich, weil sich jeder Bauer die Ochsen theils selbst ziehen, und nach und nach gelegenheitlich beyschaffen kann. In diesem Punkte braucht es nur wollen, und in wenig Jahren ist die Wirklichkeit da, und um ein Drittel der Wohlstand vieler hundert Bauern befördert, welches im Ganzen betrachtet unendlich viel Vortheil bringt.

Diesen außerordentlichen Nutzen haben Se. Excellenz Hr. Hofraths-Präsident Reichsgraf von Törring und Gronsfeld eingesehen, und durch dero sehr geschickten und thätigen Oekonomiebeamten, Hrn. Georg Schniedelbeck, auf vier Oekonomie-Güter, als zu Pertenstein, Jettenbach, Winhöring und Pernbach, die Pferde um zwey Drittel vermindern, und dafür Ochsen einführen lassen, und gewinnen dadurch sehr viel, weil in die hunderte Schäffel Haber erspart, mehrere Ochsen gemästet,

und

und viel und guter Dünger erspart werde, wodurch wieder um ein Drittel die Getreidärnte vermehrt werden muß. Wenn es nun in so verschiedenen Gegenden, wie bey eben benannten Gütern, wo Berge und Thäler, gute und auch mitunter sehr schlechte Wege und Gründe sind, gut thut, warum soll es anderswo nicht ebenfalls auch gut thun?

Von Benützung der Brache.

Ueber die Benützung der Brache ist schon sehr viel gesprochen, und so viel geschrieben worden, daß man doch nicht recht weiß, woran man ist, und mehrere sogar an der Möglichkeit, sie anders als gegenwärtig benützen zu können, zweifeln. Es ist wahr, es ist sehr vielen Schwierigkeiten in jedem Betrachte unterworfen, die aber nicht so sehr in der Natur der Sache selbst, als vielmehr in andern Verhältnissen, die nach und nach leicht gehoben werden können, und in der Behandlungsart und ausführbaren Vorschlägen, liegen, die entweder zu allgemein, nicht genug den verschiedenen Orten und Gegenden anpassend sind, zu viel Aufwand fodern, überall gleich und auf die nämliche Art eingeführt werden sollen, folglich zu sehr der Ungewiß-

heit

heit des gehoften Vortheils ausgesetzt sind, und eben darum mehr verabscheut als befolgt werden müßen. Wenn erst Zwang, Befehle oder empfindliche Strafen hinzukommen, und weitläuftige Prozesse, wie dieß immer geschieht, hierüber gestattet werden, dann ist alles vorüber, und es wird durchaus nichts gethan. Der Bauer steht immer in dem Wahn, daß er alles recht mache, und das, es ist immer so gewesen, seine Vorfahrer haben es auch so gemacht, u. s. w. hält ihn fest, und wenn man ihn davon abbringen, und zu Befolgung gewiß nützlicher Vorschläge und Vorkehrungen bereden will, so muß man ihn gütlich behandeln, mit ihm umzugehen wissen, ihm den in der Folge daraus entstehenden Vortheil klar vor Augen legen, ordentlich berechnen, ihm, wenn es seine Umstände fodern, helfen, und wenn er Schaden haben sollte, selben anfangs durch Nachlaß oder auf andere Art ersetzen, und garantiren.

Das muß man aber nicht im Ganzen und überall auf einmal wollen, sondern die Regierung wähle, sagt der Posthalter im heurigen Landboten Nro 27 sehr wahr und schön, z. B. ein Dorf, dessen Gründe nicht eben die besten, und am wenigsten mit fremden Aeckern vermischt sind; sie garantire und verbürge einem jeden Gutsbesitzer dieses Dorfes

seinen

seinen Ertrag nach einem Durchschnitte von mehrern Jahren; man lasse alsdann den Feldbau und die Oekonomie dieses Dorfes nach dem gutbefundenen Plan mehrere Jahre hindurch entrichten und ausführen: man lege der Nation alljährlich öffentlich das Resultat vor, oder — noch besser vieleicht — wenn man ganz stille dabey schweigt, und es keinem Menschen merken läßt, daß man höhern Orts einen Versuch angestellt habe. Gelingt der Versuch, das heißt: befindet sich das Dorf und jeder Bauer besser bey der neuen, als bey der alten Oekonomie, so werden die Nachbarn rund umher in der Nachahmung wetteifern, und ich glaube in der That, daß alsdann die Regierung das Uebermaß des Kulturverbesserungseifers durch ergiebige Strafgesetze wird lenken, und im Zaume halten müssen. So weit der Herr Posthalter.

Die Brache hat ihren Namen vom öftern Umbrechen des Feldes, und insgemein hält man auch nur das für Brache, wenn das Feld von einer Aernte bis zur andern, mithin ein Jahr, einen Winter nämlich und einen Sommer, uneingesäet bleibt, und den Sommer hindurch öfters beackert wird. Die jährige Brache ist also eigentlich zu verstehen; wenn davon die Rede ist. Eine halbjährige trift man bey dem Sommerfelde an, welches,

nach-

nachdem es Wintergetreid getragen, von der Aernte an bis zur Frühlingssaat unbestellt liegt, und im Herbste und Frühlinge zur Bestellung geackert wird.

Hier im Oberlande bleiben auch einige Felder, weil an vielen Orten der Bauer deren zu viele hat, aber zu wenig Wiesgründe, und künstliche zuzubereiten nicht selbst versteht, keine Vorschläge erhält, und auch nicht unterstützt wird, fünf, sechs und auch neun Jahre liegen, bis sie gleichwohl der gewöhnliche Turnus wieder trift.

Die Brache, sagt Beckmann, läßt sich weder durch physikalische noch ökonomische Gründe rechtfertigen. Nicht Ruhe, sondern Düngung und Bearbeitung verlangt das Feld, und beyde können ohne Brache geschehen. Durch Anbau der Futterkräuter und Einführung der Stallfütterung wird die kümmerliche Weyde auf der Brache entbehrlich, hingegen die Vermehrung der Viehzucht und des Düngers möglich. Besser ist, wenig Land vollkommen, als vieles mittelmäßig und schlecht bestellen und nutzen.

Nach der untrüglichen Untersuchung ächter Naturkundiger, und nach dem klaren Erfolge unserer vielen Erfahrungen ruhet die Erde

nie,

nie, sondern wenn man ihr keine Gelegenheit giebt, gute Pflanzen und Früchte hervorzubringen, so beschäftiget sie sich mit Erzeugung jenes Unkrautes, von welchem der Saame in dem Boden liegt, durch welches die Säfte unnütz verzehrt werden, welche zum Wachsthume nützlicher Früchte tauglich gewesen wären. Das Unkraut sauget also die besten Säfte aus, und entzieht jene Nahrung, welche man durch den Dünger, oder andere mühsame Bearbeitung der Erde mitgetheilt hat, wobey noch eine in der Naturkunde geprüfte Erfahrung ist, daß das Unkraut weit mehrere Säfte an sich ziehe, als die guten nützlichen Früchte, folglich solches in einem Acker, oder Felde ungemein schädlich sey. Werden aber die sogenannten Brachfelder im Sommer, sonderbar bey sehr heißen Tagen, umgerissen, oder geackert, so durchdringt die Sommerhitze das Erdreich mit Gewalt, entzieht demselben die nothwendigen Säfte zu dem gedeihlichen Wachsthume, nämlich das Alkali, oder Laugensalz, das Oel und die unentbehrlichen Feuchtigkeiten, wodurch der Acker des fetten und wässerichten Wesens, folglich seiner besten und fruchtbarsten Bestandtheile, beraubet wird.

Die Erdarten sind außerordentlich verschieden, und so auch die Saamen und Gewächse. Einige erfodern ein sandichtes und warmes, ande-

andere ein lockeres Erdreich, und einige gedeihen nur in einem thonichten, oder leimichten, kalten und festen Boden. Vermöge dieser Umstände und Erfahrungen ist es nothwendig, und den Feldern und Aeckern ausnehmend erspießlich, daß man mit den Pflanzen im Anbaue abwechsle. Die Pflanzen, welche zaserichte Wurzeln haben, worunter alle Getreidgattungen gehören, machen die Erde fester, wodurch das Eindringen nützlicher und unentbehrlicher Zuflüße der Luft nach und nach merklich gehemmet, folglich die Erde vieles von den fruchtbaren Lufttheilchen und Luftsalze entzogen wird, da hingegen die Gewächse, welche eine Herzwurzel haben, wie z. B. die Rüben, Hülsenfrüchte und Futterkräuter, wie Keile in den Boden dringen, vermöge dieser mechanischen Kraft die Erde öfnen und zertheilen, folglich solche lockerer, beweglicher, und zur nöthigen Einsaugung der das Wachsthum befördernden, unentbehrlichen Lufttheilchen tauglicher machen. Der Klee und die Hülsenfrüchte bedecken zugleich den Erdboden mit ihren Blättern, erhalten dieselben dadurch feucht, verhindern also das zu heftige Eindringen der Sonne, die Aecker bleiben lockerer, werden nicht zu fest, folglich werden die erfoderlichen Einflüße der Luft in ihrer Wirkung nicht gehemmet, und das

schäd-

schädliche Unkraut in seinem Wachsthume merklich vertilget.

Wenn demnach die gewöhnlichen Brachfelder mit solchen Früchten besamet, so werden ihre fruchtbaren Theile weder durch das Unkraut, noch auf andere Weise ausgesauget, sondern denselben neue Kräfte zum künftigen Wachsthume des Getreides verschaffet, indem diese Pflanzen gesagter Maßen das Erdreich weit lockerer und mürber machen, beynebens besser öfnen, und also der unentbehrlichen Luft einen freyen Zutritt geben, um desto besser und nützlicher eindringen zu können: die in der Erde liegenden Salpetertheilchen werden dadurch immer mehr und mehr aufgelöset, und durch den Schatten, den diese Früchte machen, wird gedeihlichst verhindert, daß jenes in der Zwischenzeit mitgetheilte, so ungemein ersprießliche Regen- und Thauwasser nicht so leicht verdünsten könne, oder zu schnell durch die Sonne, oder Wind vertrocknet werde, wodurch sich die fruchtbaren Theile und zugeführten Säfte nützlich in der Erde erhalten, die eingesaugten Luftsalze sich nicht so leicht verflüchtigen, sondern noch mehrere deren an sich ziehen; und also das Erdreich ungemein verbessert, folglich das herrlichste Wachsthum mit vielem Nutzen befördert wird.

Der Nutzen, den die Brache abwirft, ist gewiß sehr unbedeutend. Wenn nun Weydeschaft darauf wachsen soll, so muß der Jahrgang sehr gut, die Witterung vortreflich und selbst Grund und Boden von mittler Güte und Beschaffenheit seyn. Ist der Jahrgang sehr trocken, so brennts die Brache aus, und das weydende Vieh findet darauf gar nichts, oder wenigstens nicht viel, womit es sich hinlänglich nähren könnte. Ich habe schon öfters zur Brachzeit Viehställe in verschiedenen Orten besucht, und das junge Vieh aus Hunger schreyen hören, das ich vermuthete, und die Bauern mir betheuerten. Es bedarf also im Stalle immer noch einer Fütterung, sonst versagt die Kuh die Milch, das junge Vieh den Wuchs, und der Ochs hat zur Arbeit keine Kraft. Im ersten Frühlinge oder spaten Herbste frißt das Vieh aus Hunger schädliche Kräuter ein, welche es in der Folge krank machen. Es mag viel oder wenig Gras auf der Brache wachsen, so müßen besonders die Schweine im Stalle gefüttert werden. Das Gras und die Wurzeln, die sie durchs schädliche Umwühlen, weil sie dadurch dem übrigen Viehe die Weyde weniger machen, auf den Brachfeldern finden, reichen weder ganz zur Nahrung, noch viel weniger zur Mastung hin, sie müßen also mit Getreide oder anderm Futter noch gefüttert werden.

Ein

Ein hiesiger thätiger und sehr erfahrner Oekonom, Herr Schrems, oder sogenannte Menterbräu, rückte in dem vergangenen Jahre seine Erfahrungen in Landboten ein, die sehr merkwürdig sind, und von jedem praktisch ausgeübt werden sollen und können, und die ich mit Herrn Schrems Vorwissen hier ganz anführe, weil sie dadurch mehr bekannt werden sollen, zu meinem Zwecke dient, und die sehr leichte Erfahrungsart der Benützung der Felder und Brache lehret.

Erfahrungen und Grundsätze eines baierischen Landwirthes.

Von Jugend an bin ich bey der Oekonomie erzogen worden. Jederzeit wünschte ich dieses Fach recht kennen zu lernen, um eines und das andere zu verbessern. Je länger ich mich mit der Oekonomie beschäftigte, desto mehr wurde ich überzeugt, daß dieselbe für einen gesunden Menschen das nützlichste und beste Geschäft sey.

Nachdem ich von meinem Vorfahrer meine Bräustätte nebst Feldbau übernommen habe, habe ich mich beflißen, meine Felder gut zu unterhalten, und, wenn es thunlich, selbe

zu verbessern. Ich zog bey meiner Uebernahme aus meinen Feldern keinen Nutzen, wie wohl ich mehreres darauf verwendet habe, als itzt, aber durch viele Proben, und öfters Fehlen wird man klug.

Ich bin der Meynung gewesen, wenn das Erdreich schon nicht das beste ist, solches aber recht begailet wird, daß man alle Jahre schönes und gutes Getreid bauen könne. Das war aber weit gefehlt: ich habe anfangs meine Felder nicht rasten lassen, sondern geglaubt, vom Dünger werden solche tragbar werden. Beym Aufgehen des Getreides, bis selbes in die Blüthe gekommen ist, sind meine Früchte schön gestanden, nach der Blüthe haben solche von Tag zu Tag ein schlechters Ansehen bekommen. Entweder haben sich solche zu Boden gelegt, oder wenn auch dieses nicht geschehen ist, so hat das Unkraut von vielem Dünger, und Nichtrasten so über Hand genommen, daß, wenn ich die Felder abräumen ließ, die Früchte mehr einer Streue als einem Getreide gleich sahen. Im Dreschen gab solches gar nicht aus, der Kern war schwach als wie lauter Aftergetreid, und wenn ich im Herbste Einnahme und Ausgabe berechnet habe, hätte ich solches leichter auf der Schrannen gekauft. Ich bin sofort überzeugt worden, daß Gründe im Oberlande, um München herum,

sind, wo, wenn solche schon recht begailt werden, demnach kein rechtes Getreid ohne Rasten gebauet werden kann.

Ich verfiel daher auf andere Gedanken, und dachte, wenn ich Leute anstelle, solche gut bezahle, und die Früchte rein ausgrasen lasse, wird es besser werden, durch das Ausgrasen aber ist vieles Getreid ausgerissen worden, und verdorben. Wo das Unkraut dick gestanden, hat es Lücken gegeben; wenn eine starke Hitze gleich auf das Ausgrasen erfolgte, sind die Getreider ausgebrannt, und nach der Hand schlechter gestanden als zuvor.

Ich erfuhr, daß ich mehr Uebels als Gutes gemacht hatte. Es giebt aber auch Gründe, wo das Ausgrasen sehr gut und nothwendig ist. Ich rede nur von der hiesigen Gegend. Ich glaubte, wenn ich die Aecker öfters pflügte, sie dadurch vom Unkraute zu reinigen. Die Felder vor der Stadt waren so rein, wie Gartenerde. Bey nassem Sommer hat es gut gethan; bey trocknem aber nicht. Durch das öftere Pflügen haben unsere ohnehin trocknen Felder noch mehr Feuchtigkeit verloren, und wenn die Trockne angehalten hat, ist das Erdreich wie Asche geworden. Hingegen auf den Feldern von meinem

nem Nachbar ist schöneres Getreid gestanden, als auf den meinigen.

Die Sache ist ganz natürlich. Meine Nachbarn haben ihre Felder im Frühjahre nicht so oft gepflügt, und also weniger Winterfeuchtigkeit verloren, und ihre Felder sind etwas ungeschlacht und wasigt geblieben. Ist ein trockner Sommer gekommen, so konnten selbe länger aushalten, als die meinigen. Ich dachte bey mir, wenn meine Nachbarn mit ihrer Gleichgültigkeit schöneres Getreid bauen als ich, was nützt mir mein Fleiß? Ich bin ganz überdrüßig mit meinem Feldbaue geworden; jedermann sagte: es ist nichts mit dem Feldbaue zu gewinnen, und ich stimmte folglich dieser Meynung bey. Der Grund, hieß es, ist zu schlecht, man mag es machen, wie man will, so ist alle Mühe vergeblich, der Boden ist undankbar.

Ich wollte mich mit dem Getreidbaue gar nicht mehr abgeben. Die weit entlegenen Felder habe ich verkauft, so gut ich konnte, die übrigen aber, welche nahe bey der Hand waren, ließ ich zu Aengern liegen. Damit die Felder nicht leer gestanden, besäete ich solche stark mit Klee, daß sie dadurch desto schicklicher zu Aengern werden sollten.

Den Dünger, den ich sonst zum Getreide brauchte, führte ich auf die Kleeäcker, der Klee wuchs unvergleichlich, absonderlich, wenn der Sommer nicht gar zu trocken waren. Ich habe soviel grünes Futter gebauet, daß ich nicht nur zu meinem Mastviehe damit ausgekommen bin, sondern einen guten Theil Heu und Grummet verkaufen konnte, und ich dachte daher niemals mehr einiges Getreid zu bauen.

Da nun meine Aecker bereits zwey und drey Jahre mit Klee gestanden waren, fielen Anno 1784 und 85 grosse Schnee und harte Winter ein. Das Getreid stieg von Tage zu Tage, das Stroh war so außerordentlich theuer, daß ich nun viel mehr Stroh für Pferde und Mastviehe kaufen mußte, als ich vom leztern Nutzen haben konnte.

Ein Stück, welches schon drey Jahre mit Klee gestanden, ließ ich also, nachdem der Klee abgemäht war, im Herbste umreißen, um Stroh zu bekommen. Das Feld hat beym Umreißen speckicht und schwarz ausgesehen, das war ein gutes Zeichen, daß Getreid darauf wachsen könnte. Ich habe solches im Frühjahre ackern oder zwibrachen lassen, und ohne daß ich solches düngte, mit Gersten besäet, und so viele und schöne Gerste bekommen

men, dergleichen ich niemals gebauet habe. Ich rathe deßwegen zum Gerstenbaue, weil das Feld über Winter auf solchen dreyjährigen Kleefeldern längere Zeit zum Abfaulen hat. Es kömmt auf die Gerste in ungeschlachten Feldern zum besten fort, macht die Felder zum Kornbau geschlacht, und vom Unkraute rein.

Wie die Gerste vom Felde, und es Zeit zum Kornbaue war, besäete ich das Stück mit Korn, ohne daß ich solches düngen ließ. Ich habe so eine reichliche Aernte bekommen, die ich mir zuvor nicht versprochen hätte. Wie das Korn abgeraumt war, habe ich das Feld über Winter liegen lassen, ohne daß ich solches pflügte. Im Frühjahre besäete ich es mit Haber, der ebenfalls recht gut gerathen ist. Nun habe ich drey Jahre nach dem Klee ohne Dünger und mit weit weniger Mühe recht schöne Früchte gebauet, nämlich: das erste Jahr Gerste, das zweyte Korn, und das dritte Haber.

Ich baue nun meine Felder abwechslungsweise drey Jahre mit Klee, und drey Jahre mit Getreide, und das mit weit weniger Kosten. Ich darf nicht so oft ackern, und brauche nicht so viel Dünger, ich bekomme sowohl im Getreide als im grünen Futter solchen reich-

lichen

lichen Segen, daß ich gar nicht Ursache habe, mich über den schlechten Grund zu beklagen.

Ich füttere keinen Klee grün, sondern ich mache aus solchem Heu und Grummet: wenn das leztere geschieht, muß der Klee nicht bey der größten Sommerhitze bearbeitet werden, sondern in der Frühe und Abends, wenn man anders vermeiden will, daß von dem Klee nicht zu viele Blätter abgerieben werden.

Ein guter Freund, der ein verständiger Oekonom ist, sagte mir, daß, wenn er seinen Klee abmähe, er solchen etliche Tage in Maden liegen lasse, (wie den Haber) und nach zwey oder 3 Tagen umkehre, und bey trockenem Wetter einführe, auf die Art verliert der Klee von seiner Kraft gar nichts, dieses ist mir ganz begreiflich, ich werde solches in Zukunft eben so machen.

Wenn ich den gedörrten Klee füttern will, vermische ich solchen mit Strohe, viel oder wenig, nachdem es die Nothwendigkeit erfodert, ich lasse solchen durch einander schneiden, und begieße das Gesodt für die Mastochsen mit Treber. Es ist unvergleichlich, das Vieh wird speckfett. Für das Vieh, das nicht gemästet wird, ist ein geringer Aufguß gut, im Nothfalle auch blosses Wasser.

Ich

Ich lese zwar itzige Schriften, welche die Stallfütterung anrathen, und ohne Rücksicht auf den Grund und Boden solche einführen wollen. Aber ist das in einer Gegend, wie um München, möglich, wo so viele Felder, und so wenig Heuwachs ist, und der so vortheilhafte Kleebau gar nicht betrieben wird?

Zur Stallfütterung gehört ein Vermögen, man muß schon auf ein ganzes Jahr vorräthiges Futter haben. Welcher Unterthan vermag dieß? Und wenn ein und der andere das Vermögen zum Ankauf hätten, wo soll man das Futter hernehmen? Was würde man aus so schlechten und weitschichtigen Gründen ausrichten? Ohne Begailung wächst nichts. Um das Getreid und Gras zu düngen, wäre der wenige Dünger, welcher mit der Stallfütterung (bey jetziger Eintheilung der Felder) erzeugt würde, nicht hinlänglich. Bey trocknen Jahren hilft auch das Düngen nicht viel. Ich glaube, es würde nach vielen aufgewandten Kosten schlechter aussehen, als itzt. Folgsam muß der Bauer sein Vieh in Wälder und Möser treiben, und das wenige Gras vom Viehe zusammen suchen lassen, welches anders nicht könnte benützt werden.

Es ist, leider! die Weydeschaft zu Zeiten sehr schlecht, und das Vieh nicht besser, allein

bey

bey so alten eingeführten Gebräuchen, wo ganzer Dorfschaften Felder durch einander liegen, keiner ohne dem andern etwas ändern dürfte, und ein jeder das dritte Jahr brach liegen lassen muß, was ist da zu thun? Anstatt der Brache Klee anbauen, außer dessen ist nichts zu machen.

Ich habe oben von meinem Feldbaue angemerkt, daß ich alle Jahre Getreid angebauet, vieles daran gewandt, verschiedenes versucht, und dem ohngeachtet nichts gewonnen habe. Ich bemerkte, daß auf so weitschichtigen und schlechten Gründen, wo der Unterthan bey schlechtem Vermögen ist, die Stallfütterung nicht dienlich sey.

In Baiern haben die Bauern mehrentheils zu viele Felder und zu wenig Wiesen, der Viehstand ist außer dem Gebirge sehr schlecht, im Sommer muß das Vieh in Wäldern und auf dürren Haiden oder Mösern sich nähren; im Winter hat der Bauer kein anders Futter als Stroh. Das Vieh ist so schlecht, daß es blos das Leben davon bringt; der Dünger ist wenig und schlecht, Milch und Schmalz eben so, wie kann er mit einem schlechten Viehestande seine weitschichtigen und magern Felder und Wiesen begailen? Und ohne Begailung wächst nichts.

Da-

Daher ist es kein Wunder, daß die Bauerngüter in einem solchen schlechten Werthe, und viele unbemayert sind, auch daß so viele Ländereyen öde liegen. Es giebt kein anders Mittel den Viehestand und Getreidbau zu verbessern, daß es nicht zu viele Kosten und Schwierigkeiten abgiebt, als wenn der Wiesewachs vermehrt wird.

Bey Einödhöfen ist es leicht. Er macht aus seinen Feldern zwey Theile. Eine Brache ist nicht nothwendig liegen zu lassen; die Helfte vom Feldbaue wird mit Getreide angebauet, und die Helfte mit Klee. Die Helfte, wo Getreid steht, wird in drey Theile abgetheilt, nämlich ein Theil Gerste, ein Theil Korn, ein Theil Haber. Das Kleefeld wird ebenfalls in drey Theile abgetheilt; in einjährigen, zweyjährigen, und dreyjährigen.

So erhält man also sechs Theile oder Felder, und diese sechs Theile werden stets wechselweise mit Getreide und mit Klee fortgebauet. Auf dem Stücke, wo schon Gerste gestanden ist, bauet man zum letzten den Haber, unter dem Haber wird zugleich Klee gebauet, und im Herbste, wenn der Haber vom Felde ist, kann der junge Klee noch einmal gemähet werden. Auf trocknen und schlechten Gründen geschieht dieß selten, außer es fiele

ein

ein nasser und guter Herbst ein. Es wäre sehr gut, wenn der junge Klee im Herbste mit Dünger überführt und solcher zugedeckt würde, daß ihm der rauhe Winter nicht schaden könnte, wer aber im Herbste keinen Dünger hat, kann solches im Frühjahre thun.

Ich dünge meinen Klee das erste Jahr, das zweyte nicht, das dritte und letzte abermal. Wer Ueberfluß am Dünger hat, kann ihn alle Jahre begailen, es ist aber nicht nothwendig. Das ältere Stück, wo der Klee drey Jahre benützt worden, und sich ohnehin verliert, ackere ich um, und zwar zeitlich, damit der Wasen faulet. Im Frühjahre wird solches geackert, oder, wie man es heißt, zwibracht; nachher, wenn es Zeit ist, mit Gerste besäet, es braucht nicht düngen, die Gerste wächst nach dem Klee so gut, daß ich, ohne zu düngen, den dritten Theil auch um die Helfte sowohl im Korn als Stroh mehr bekomme, als sonst. Nach der Gerste im Herbste Korn, und nach dem Korn im Frühjahre Haber. Wenn der Landmann seine Felder wechselweise mit Getreid und Klee gebauet, so hat er nicht soviel Arbeit, er hat keine Brache zu düngen noch zu ackern. Wenn im Frühjahre Gerste und Haber gebauet ist, hat solcher außer der Aernte im Felde nichts zu thun, als im Herbste das Winterkorn zu

bauen, und ein Stück, welches zeitig ist, umzureißen, und einige Kleeäcker zu düngen. Hat er aber Brache, so sind den ganzen Sommer Vieh und Leute geplagt, er muß Brache düngen, umreißen, noch zwey- oder dreymal ackern, was kann er nach so vielen Kosten und beschwerlicher Arbeit bauen? Einmal Korn, und das zweyte Jahr Haber. Ist im Korn ein Mißwachs, der Haber trägt ohnehin nicht viel, weil ihn seine Pferde wieder fressen, so sind drey Jahre vereitelt, und nachdem bleibt es wieder brach und öde liegen.

Mit dem Kleebaue kann der Landmann seinen Viehstand um die Helfte verbessern, er kann Klee füttern, es bleibt das Stroh zum Einstreuen, er darf sich nicht soviel mit der Waldstreue plagen, die dermal ohnehin hart ankömmt, mit Strohe macht er mehr und bessern Dünger, mit diesem kann er seine Gründe verbessern. Wenn drey Jahre auf einem Platze Klee gestanden ist, und ein paarmal der Klee gedüngt worden, kann ich drey Jahre ohne Dünger gutes Getreid bauen: Der Klee befördert den Getreidewachs; ich kann solches daher abnehmen: wenn in einem Kleeacker, aus Versehen, ein blosser leerer Platz ist gelassen worden, und kein Klee dasteht, so wird nach der Hand das Getreid

auf

auf selbem Platze viel schlechter stehen, als wo Klee gestanden hat.

Der Acker, wo drey Jahre Klee gestanden ist, wird von sich selbst gut, von dem Dünger, welcher auf den Klee geführt worden, wenn der Klee und die Graswurzeln umgepflügt worden, und zusammen gefaulet sind, vom Regen und Luftsalze, welches sich in drey Jahren mit dem Klee gesammelt hat. Dieß alles giebt dem Felde so viele Kraft, als der Acker ohne Dünger drey Jahre viel und gutes Getreid trägt; nämlich das erste Jahr Gerste, das zweyte Korn, und das dritte Haber. Man darf nur, um einen Versuch zu machen, einen Wasen abstechen, wenn es auch nicht der beste Grund ist, ihn zusammen faulen lassen, und Gewächse anbauen, die nicht überall wachsen. Man wird sehen, daß sie in der neuen Erde besser fortkommen, als in der besten Gartenerde, welche aber nicht geröstet ist.

Um wie viel mehr muß nicht das Getreid gedeihen, welches von sich schon gern wächst, und um so besser fortkommen wird, wenn der Landmann nach meinem Vorschlage seine Felder in zween Theile abtheilt, und wechselweise mit Getreide und Klee bauet, so kann er ja mit weniger Arbeit, mit weniger Dün-

Düngung sein Getreid und seinen Viehstand um die Helfte verbessern, und dieses ohne Kosten.

Es ist nicht möglich, daß der Landmann, wo nicht recht guter Feldbau ist, ohne Viehstand fortkommen kann. Er bauet etwa drey bis vier Saamen, wie soll er von dem Wenigen leben, und seine Ausgaben bestreiten? Mit dem Kleebaue werden seine Felder in wenigen Jahren 7 — 8 — 9 Saamen tragen, er verbessert nebst dem seinen Viehstand um die Helfte, und kann alle Jahre ein Stück Geld aus seinem Viehe lösen. Ist ein Mißjahr an Getreid, so hat er Losung vom Viehe. Im Nothfalle bey einem Mißjahre kann er wohl gar ein Paar Stücke mehr, wie sonst, verkaufen, womit er sich von Schulden rettet. Mit dem Viehstande verbessert er seine übrigen häuslichen Umstände, er bekömmt mehr Milch und Schmalz, kann für sich und seine Dienstbothen bessere Kost geben. Der Bauernstand würde nicht mehr so mühsam und armselig seyn, die Landleute würden mit ihrem Stande zufrieden werden, und nicht alles den Städten und Märkten zulaufen wollen, wie bisher geschehen ist.

Man wird mir einwenden, wenn der Bauer nicht brach liegen läßt, wo treibt er

im

im Sommer sein Vieh hin? — Jedermann weiß, welche schlechte Weydenschaft die Brachfelder sind, absonderlich bey trocknen Jahren, und solche werden zu Ende des Juni umgeackert. Es giebt wenig Dorfschaften und einzelne Bauerngüter, welche nicht etwas Weydenschaft in einem Walde, oder andern unkultivirten Grund haben. Nebst diesem könnte sich die Gemeinde mit einander verstehen, daß ein jeder einen Theil, viel oder wenig, nachdem die Bauerngüter groß sind, zur Viehweyde liegen ließe. Man könnte solche Gründe auswählen, die weit entlegen, oder nicht viel werth sind, und an die übrigen Viehewevden angränzen. Dieser Platz bleibt beständig Viehweyde, die Gemeinde kann sich Hüter aufstellen, Pferde, Hornvieh, Schafe und Schweine, jede Gattung besonders hüten lassen, das Vieh kann besser geschont werden, da solches bey bösem Thaue nicht zu frühe aus dem Stalle kömmt, und bey grosser Hitze zeitlich in den Stall gebracht würde. Wenn die Viehweyde nicht die beste ist, werden die Kleefelder Ueberfluß an grünem Futter liefern, daß Jedermann zu Hause dem Viehe täglich etwas mittheilen kann.

Der Landmann verliert nichts, wenn er Felder zur Viehweyde liegen läßt, mit der Brache bleibt auch der dritte Theil von seinen

Fel-

Feldern liegen, er muß selbes begailen, und überdieß umsonst arbeiten, wird aber das Vieh auf einem Platze, der zur Viehweyde bestimmt ist, ordentlich gehütet, so kann der Landmann die vielen Zäune entbehren, die sowohl dem Bauern, als der Waldung schädlich sind. Sind die Felder so getheilt, wie ich oben angemerkt habe, als die eine Helfte zum Getreide, die andere zum Klee wechselweise fortgebaut, so wird der Landmann Ueberfluß am Futter haben. Alsdann könnte mit der Zeit die Stallfütterung, wer Lust dazu hat, eingeführt, und die Weydenschaft zum Getreid- und Kleebau benützt werden, so aber, wo der Landmann kein Vermögen hat, und kein Vorrath im Futter vorhanden ist, ist es nicht möglich, es mag dazu rathen, wer immer will.

Aus diesen Erfahrungen des unternehmenden Herrn Schrems, oder sogenannten Menterbräues, sieht man, daß der Dünger in hiesigen sandichten Gegenden zu einer guten und reichen Aernte allein nicht hinreiche, wenn man ihn auch hätte, daß durchs öftere Pflügen die Felder zu viel von ihren Winterfeuchtigkeiten verlieren, und zu sehr austrocknen, besonders wenn kein nasser Sommer folgt, und daß die gewöhnliche Bauart oder Bestellung der Felder ohne Kleebau wenig erträg-

lich

lich sey, und manchmal kaum der Mühe, Arbeit, und Kosten verlohne. Es ist also nothwendig, daß man auf Mittel denke, und diese sind nach obigen Erfahrungen, daß man seine Felder in zween Theile abtheile, die Helfte bebauet man mit Getreide, und die andere mit Klee. Das Getreidfeld wird wieder in drey Theile abgetheilt, ein Theil wird mit Gerste, Korn, und Haber bebauet. Das Kleefeld wird ebenfalls in drey Theile getheilt; als in einjährigen, zweyjährigen, und dreyjährigen. Aus dieser Abtheilung entstehen also sechs Theile, die abwechslungsweise mit Getreide und Klee immer fort gebauet werden.

Wenn der dreyjährige Klee abgemähet, so wird das Feld im Frühjahre mit Gerste angebauet, die reichlich geräth, im Herbste mit Korn, und im Frühjahre mit Haber, und wieder mit Klee vermischt, und so immer fort. Wenn aber an einigen Gegenden Gründe mangeln, oder ohnehin schon Wiesewachs genug vorhanden seyn soll, so kann man die Felder statt in 6, in 4 Theile abtheilen, und den Klee nur zwey Jahre stehen lassen; aber zwey Jahre muß man ihn stehen lassen, weil er sonst die Felder zum Getreidebau nicht genug zubereitet. Denn alle Felder in hiesiger Gegend herum müßen immer so behandelt werden, daß sie immer Neubrüche abgeben, und

nur

nur dann liefern sie gedeihliche Aernten. Die Brache ist freylich auch ein Neubruch, aber nur ein halber, und zu wenig zubereiteter.

Auch ist wohl zu merken, daß man nie im Neubruch Haber, sondern allemal Gerste zuvor säe, weil der Haber eine Gattung Raubfrüchte ist, den Boden folglich zu sehr aussaugt, und eine andere Getreidsorte nach dem Haber zu wenig Nahrung findet, wohl aber findet der Haber nach anderm Getreide, welches den Boden weniger angreift, Nahrung genug, und liefert eine gute Aernte.

Das Feld, wie obige Erfahrung bewiesen, wird durch diese Art zu jeder Gattung selbst gut und sehr natürlich vorbereitet, liefert reichliche Aernten, hinlängliches und gutes Futter fürs Vieh, und braucht weniger Arbeit und Kosten. Kömmt ein Mißjahr im Getreide, so kann man doch mit dem Klee das Vieh wohl bestellen, und folglich hat der Bauer doch von einer Seite Losung, welches er aber bey seiner gegenwärtigen Bauart und Unbenützung und Oedeliegen der Brache nimmermehr hat. Schlägt ihm in gegenwärtigen Umständen der Getreidbau um, und Vieh hat er ohnehin nicht viel, und das wenige ist sehr schlecht, so weiß er nicht einmal seine Abgaben zu bestellen, er muß Schulden machen, kann die

Interessen kaum bestreiten, und wird in wenigen Jahren ganz fertig, (ein Fretter) und vergantet.

Man wird mir einwenden, solche Erfahrungen kann nur ein Bräu machen, der Vermögen hat, und vieles nicht achten darf, das den Bauern zu Grunde richtete. Daß Herrn Schrems seine vielen Versuche, bis er seinen Zweck erreicht, und die gegenwärtige Bauart der Felder in Ordnung gebracht, ein schönes Stück Geldes gekostet haben, ist sehr natürlich. Der Weg durch Versuche ist weit und theuer. Aber itzt, nachdem der Plan da ist, braucht es weiter nichts, als obige Abtheilung der Felder, und Kleesamen, der leicht zu bekommen ist, und dessen Einkauf nur etliche Gulden fodert. Der Kleebau hat nebst dem guten Futter, das er reichlich abwirft, auch noch diesen Vortheil, daß die mehresten Arten von Unkraut in dem Acker durch den Klee vertilget, die übrigen aber, so man nicht gänzlich vertilgen kann, doch zurückgehalten werden, daß sie nicht weiter einwuchern können. Wie rein ist der durch den gedrungen stehenden Klee aufgelockerte Acker, wenn dieser Klee nur zuletzt mit einem scharfen Pfluge in schmalen Furchen eben umgeleget, und unter andern Lein auf diese einzige Beackerung eingesäet wird? Wenn solche Kleestücke mit einem

schar=

scharfen Pfluge umgeworfen werden, so wächst darauf vorzüglich schöner und guter Flachs.

Man hat hiebey nicht nöthig das Unkraut auszujäten, wenn es auf ein der Brache gedüngtes gleich grosses Stück zehn und mehr Personen das Unkraut Tage lang aus denen heraufgesäten Gewächsen ausraufen mußten, und dennoch geräth hier der Flachs nicht so gut, als auf jenem etwa drey Jahre vorher schon gedüngten Kleelande, wovon man bereits zur Schadloshaltung des Düngers eine Menge Futter gewonnen hatte.

Man kann mir ferners einwenden, es thut nicht überall gut, und die Gründe sind verschieden, und an vielen Orten sehr schlecht. Ob die Gründe irgendwo schlechter, als um München herum, sind, zweifle ich sehr. Die gute Erde ist nur vier bis fünf Zoll tief, und dann folgt lauter Kies und Sand. Und doch ist obige Bauart vortreflich, und recht ergiebig, und also muß es ja in bessern Gründen weit vortheilhafter und nützlicher seyn? Die vieljährigen Erfahrungen von Herrn Schrems, und mehr andere, die seine Bauart nach seinem Beyspiele einführten, wovon sich Jedermann überzeugen kann, sind gewiß, mithin die Folge richtig, daß es an andern Orten

eben so, und an bessern Orten weit mehr gut thun müße.

Die Hauptschwierigkeit, heißt es, besteht in Abtheilung der Gründe und Felder. Diese Eintheilung ist bey allen Einödhöfen gar keinem Zwange und Hindernisse unterworfen, und in Dörfern kanns durch Einverständniß, Zureden, Wegräumung der Hindernisse u. s. w. ebenfalls möglich gemacht werden, und wenn sie den Vortheil bey Einödhöfen, und ein und andern aus den Dörfern sehen, die ihre Gründe etwas abgelegen haben, so folgen sie von selbst.

Der Bauer, heißt es, bauet von selbst schon das, was er für gut hält, und ihm den größten Nutzen bringt. Dieser Satz scheint mir sehr unrichtig. Denn fast jeder Bauer bauet seine Felder immer nur so fort, wie es seine Vorfahrer vor hundert Jahren gemacht haben, und wenn ein und der andere davon abgeht, so muß er Versuche, den Nutzen davon schon mehrmalen gesehen haben, und leicht in der Ausführung, und mit wenig Kosten verbunden seyn. Er untersucht nicht, und wechselt mit seinen Feldern nur so, wie es die Gewohnheit mit sich bringt, und wie sie die Reihe trift. Ich kann ja auch nicht sagen, daß der Bauer das bauet, was ihm den größ-

ten Nutzen bringt, weil das Gegentheil nicht versucht worden ist, und ist es dann schon ausgemacht, daß auf diesem Felde, worauf der Bauer Gerste bauet, nicht eine andere Gattung Getreides in der nämlichen Menge und Güte wachsen und gedeihen könne? Daraus folgt auch ferners, daß alle Versuche, Aenderungen und Vorkehrungen unterbleiben müßten, das man doch unmöglich zugeben kann. Die Versuche des Herrn Schrems, und mehrerer, die es ihm schon mit dem größten Vortheile nachgemacht haben, beweisen ja gerade das Gegentheil.

Der Bauer bleibt fast immer bey seinem Saamen, da es doch aus Erfahrungen bewiesen ist, daß fremde Saamen in fremdem Boden um ein Drittel mehrere Früchten abwerfen. Es ist offenbar, daß in einerley Lande die Beschaffenheit des Bodens eben die Wirkung bey dem Saamen haben könne, als die Himmelsgegend. Denn wenn die Pflanzen in einem magern Erdreiche schlecht, unansehnlich und schmachtend werden: so ist es ganz natürlich, daß der Saamen an der schlechten Beschaffenheit der Pflanzen Theil nimmt, welche denselben hervorgebracht haben, und daß der Saame nicht im Stande seyn wird, so schöne Pflanzen hervorzubringen, als wenn er von muntern und schönen Pflanzen herkäme. Es

giebt

giebt noch eine andere Bewegursache den Saamen zu wechseln. Es findet sich allerhand Unkraut, das vornehmlich in gewissen Gegenden wächst, auf andern aber nicht so gut fortkömmt. Wenn ein Bauer den Weitzen säet, den er selbst eingeärntet hat: so pflanzt er zugleich das Unkraut mit fort, das auf solchem Boden zu wachsen pflegt. Der in manchen Gegenden so außerordentlich häufige Trill ist ein sicherer Beweis hievon. Wenn er hingegen mit dem Weitzen wechselt: so findet der Saamen des Unkrauts, den er mit aussäet, nicht einen für ihn dienlichen Boden, und er kann also dem Getreide nur mittelmäßigen Schaden thun. Ich habe die Wechslung schon mehrern angerathen, und die mir gefolgt haben, haben mehr und schöners Getreid bekommen.

Wir wollen sehen, was Baiern gegenwärtig kultivirtes Land habe, wie viel es Getreid bauet, davon außer Landes verführet; und was es nach obiger Verfahrungsart und durch Benützung der Brache bauen, um wie viel mehr es ausführen, um wie viel mehr es dadurch Geld ins Land, und in Umlauf bringen, und um wie viel besser es den Viehstand vermehren, und besser bestellen könnte.

Der gelehrte und einsichtsvolle Herr geistliche Rath und Professor Westenrieder sagt in seinem Jahrbuche der Menschengeschichte in Baiern, Theil 2ten S. 54. folgendes:

Man nimmt insgemein an, daß ein Staat, der 300000 Juchert gänzlich kultivirtes Ackerland besitzt, wenn er 200000 Menschen hat, gut und verhältnißmäßig kultivirt sey. Nun hat Baiern in allen dreyen Feldern 1,747846 brauchbares (da ein Drittelfeld allemal brach und unbenützt liegt) 1,165830 kultivirtes, und noch obendrein nicht am besten benütztes Ackerland, daß also bey dieser Lage der Sache die Bevölkerung eben nicht die mittelmässigste, aber freylich in einem geringen Verhältniße gegen die möglichste ist.

Was den Produktenstand anbelangt, so ist es gewiß eine mäßige Berechnung, wenn man von einem Juchert ins andere fünf Schäfel als Erträgniß annimmt. Schon werfen die Felder zu 1,165830 Juchert, die man jährlich anbauet, 5,829150 Schäfel ab. Gemäß der bey der theuern Zeit abgegebenen Anzeige braucht Baiern für den ganzen Zehrstand zur Speise, Fourage, auch Winter- und Sommerbau, 3,266335 Schäfel, dazu zur Mastung des Viehes und Geflügels 562815 Schäfel,

fel, so, daß 2 Millionen Schäfel zum Verkauf außer Land übrig bleiben.

Wenn nun die Brachfelder nach der obigen vorgeschlagenen Bauart v. Hrn. Schrems, die sehr leicht überall eingeführt werden kann, benützt würden, so könnten wir in sehr wenigen Jahren 284861 Schäfel Getreid mehr bauen.

Wir haben 29429 Höfe, und wenn nur jeder um 9 Schäfel mehr bauet, so wirft sich obige Summe heraus, und das Schäfel zu 7 fl. angeschlagen, macht 1,994027 fl., welche Summe ins Land herein, und in Umlauf käme, ohne den Nutzen des Strohes zu berechnen, der wegen Dünger außerordentlich beträchtlich wäre, weil die Felder dadurch wieder mehr begailet, und folglich mehr Getreid gebauet werden müßte. Diese Summe des Getreides würde noch um vieles vermehrt, wenn die öde liegenden Höfe durch Vorschüße und Freyjahre begünstiget, und urbar gemacht würden. Wenn man diese Höfe in Zeitungen bekannt machte, öffentlich von Kanzeln herunter läse, und einem jeden, der dazu Lust hätte, frey und unentgeldlich gäbe, so würden sich in kurzer Zeit sehr viele Liebhaber mit Gelde einfinden, die solche Höfe aufrichten könnten, besonders wenn obige Freyjahre hinzukämen.

Ich

Ich habe oben gesagt, daß 28486 1 Schäfel Getreid mehr gebauet werden könnten, das würde aber bey weitem nicht klecken. Hr. Schrems erhält nach seiner Bauart 8 Saamen, da man im Oberlande nach der gewöhnlichen Bauart 3, und wenn ein recht guter Jahrgang ist, 4 Saamen höchstens bekömmt. Im vorigen Jahre hat Herr Schrems 10 Schäfel Gersten ausgesäet, und 103 geärntet. Vom Korn hat er 8, und vom Haber 6 Saamen bekommen, da man vom leztern gewöhnlich nur 2 bis 2½ Schäfel erhält. Im Zweifel kann sich jeder an Herrn Schrems, und mehr andere, die nach seiner Art verfahren, wenden, und davon selbst überzeugen.

Der Viehstand, der in Baiern, die Gebirggegenden und den baierischen Wald ausgenommen, sehr schlecht bestellt ist, müßte nach Benützung der Brache um vieles verbessert, vermehrt, mehr ins Ausland verhandelt, und dafür eine ungeheuere Summe Geldes ins Land gebracht werden.

Das alles ist nicht übertrieben, nicht leer spekulirt, es ist eine Wahrheit, davon sich jeder sehr leicht überzeugen kann, wenn man nur obige Gründe durchzudenken sich die Mü-

he

he geben, und einmal Hand ans Werk legen will. Alle diese Vortheile genießen wir bey der gegenwärtigen Bestellung unserer Felder nicht, könnten sie aber leicht, mit wenigen Kosten, wirklich in wenigen Jahren genießen, wenn nur Vorurtheile auf die Seite geschaft, die Vorschläge benützt, und von Seite der geistlich- und weltlichen Obrigkeit dem Bauer unter die Arme gegriffen würde, und mit dem alles zu machen ist, wenn man ihn nur gütlich behandelt, ihm die Rechte der Menschheit zukommen läßt, und mit ihm umzugehen weiß.

Dem Bauern und der Kultur aufzuhelfen, giebt es bey uns in Baiern Mittel genug. Wir haben so viele reiche Kirchen, wovon schon so viele Kapitalien verloren gegangen sind, und noch verloren gehen werden. Warum verwendet man sie nicht zur Landeskultur, warum streckt man sie dem Bauern, bey dem sie sicher liegen, nicht ohne Interesse, oder um ein, oder höchstens zwey Procente vom Hundert vor? Im Grunde betrachtet, kömmt ja der Reichthum der Kirchen vom Landvolke, mithin ist es ja auch die größte Billigkeit, daß man damit dem Landmanne auf alle mögliche Art aufzuhelfen, und seine Umstände zu verbessern sucht, es gewinnt ja jede Klasse von Menschen wieder davon. Was hat das

Gan-

Ganze für einen Nutzen, wenn die Kirchen-Kapitalien in grossen, öden, und meist unbewohnten Gebäuden stecken, und rund herum schlecht kultivirte Gründe, und langweilige öde liegende Strecken von guten, oder gewiß mittelmäßigen Gründen liegen? Es giebt Gegenden, wo der Unterthan oft nicht einmal Kirchenkapitalien bekommen kann, wenn gleich die Kirchen sehr reich sind, und wenn ers auch erhält, so muß er fünf Gulden vom Hundert Interesse bezahlen, die für ihn außerordentlich drückend, und manchmal die Ursache seines Verderbens sind. An Heimbezahlung des Kapitals ist nicht zu denken. Dazu kömmt auch noch die Errichtung eines Schuldbriefes, der viele Gulden kostet.

Freyheit im Getreidhandel ist, nach meinem Urtheile, eines von wirksamsten Mitteln, der Landeskultur aufzuhelfen. Wird die Freyheit im Getreidhandel gesperrt, sagt Reimarus *), so wird der Kaufmann abgeschreckt zu spekuliren, und folglich dem Landmanne Absatz seiner Waare zu verschaffen; so wird letzterer auch nothwendig niedergeschlagen. Er wird weniger anbauen, weil er weniger Käu-

fer

*) Man lese sein claßisches Werk, betitelt: Die Freyheit des Getreidhandels nach der Natur und Geschichte erwogen, Hamburg 1790.

ser findet, und weil er um so weniger gewinnen würde, jemehr er einärntete, ja bey grössern Ueberflusse gar nicht bestehen könnte. Fruchtbare Länder möchten itzt vielmehr einsehen, und können es nicht genug bedauern, daß sie ihren gegenwärtigen Mangel eben dem gehemmten Ueberflusse der vor Kurzem verflossenen Jahre zuzuschreiben haben. Denn wenn alsdann die Ausfuhr verboten, oder auf irgend eine Art verhindert und beschweret ist, oder wenn nur denjenigen, welche auf Spekulation aufkaufen, und dem Landmanne sein überflüßiges Korn abnehmen würden, durch die Furcht eines künftigen Verbots die Lust dazu benommen wird; so kann der Landmann bey größerer Mühe nicht so viel daraus gewinnen, daß es ihm die Kosten trüge. Er versäumt also den weitern Anbau, läßt seine Felder lieber brach oder zum Wiesewachs liegen, und muß Knechte und Pferde abschaffen, da er sie von seinem geringen Einkommen nicht ernähren kann. Mit seinem schon eingeärnteten und aufgeschütteten Korn muß er das Vieh füttern, und vieles bleibt ihm blos zum Verderben liegen: also kömmt auch der schon vorhandene Vorrath dem Lande nicht einmal zum Nutzen, sondern wird verschleudert und vernichtet. Es erfolgt demnach natürlicher Weise bald ein Mangel im Lande,

da

da keine Kaufleute grossen Vorrath aufbewahret hatten.

Nun lassen sich aber so geschwinde die abgeschaften Wirthschaftsgeräthe und Knechte nicht wiederholen, die versäumten Aecker bestellen, und neue Früchte einärnten. Man sehe auch nur die Geschichte aller Länder und Zeiten durch. Wo blos zur innländischen Verzehrung gesäet, und zu eigenen Bedürfnissen aufgeschüttet ward, da blieb auch selbst in fruchtbaren Ländern immer nur ein dürftiger Vorrath zum Unterhalte, und öfters, wenn irgend die neue Aernte fehl schlug, grosser Mangel. So war es in den ältern Zeiten der Erde, ehe noch der Handel das menschliche Geschlecht belebte. Obgleich noch viel mehr Land zu bauen übrig war, und kein Getreide zu Puder und Branntwein verbraucht wurde, so entstand doch oftmals Theuerung und Hungersnoth.

Der Einwohner will und kann nicht auf künftige mögliche Fälle eines Mangels sich mit Ueberfluß belasten. Eben dieses lehren die Beyspiele neuerer Zeiten. Sie haben uns aber auch gezeigt, daß, sobald zum Verkauf in die Fremde angebauet und aufgekauft wird, der Vorrath wächst, und Ueberfluß vorhanden bleibt. So unzertrennlich ist von der höchsten Vorsicht die Kette der menschlichen Gesellschaft

geknü-

geknüpfet worden, daß sie denen, welche sich abzusondern, und nur für sich zu sorgen gedenken, gewiß im Ueberflusse zu ersticken, oder im Mangel zu darben drohet. Miswachs und Mangel müßen zwar aus natürlichen Ursachen von Zeit zu Zeit entstehen. Wenn aber die Menschen nur nicht die weißlich eingerichtete Ordnung der Natur verkehrten: wenn sie nur nicht hinderten, daß der natürliche Nutzen aus dem Bösen entspringen könnte, so würde eine kurze Duldung doppelten Vortheil aufs künftige einbringen. Der Gewinn einiger Kaufleute und Anbauer in diesem Jahre würde uns hinfür viele Vorrathskammern schaffen, er würde sich auf unsere Aecker verbreiten, die unbebauten Felder besäen, und doppelt reiche Aernte liefern.

Glaubt man nun, daß die Ausfuhr doch dann zu verwehren sey, wann ein Land zwar genug für seine Einwohner, aber nicht überflüßig, Getreid hervorbrächte, so frage ich, — nach welchem Masstabe soll dieß gerechnet werden? Nach fruchtbaren Jahren? So würde ja bey geringerer Aernte zu wenig; oder nach schlechten Jahren? So würde ja im andern Falle überflüßiger Vorrath da seyn. In beyden Fällen entstünde ein nachtheiliges Mißverhältniß zur Verzehrung. Wer kann diesem besser zuvorkommen als der Kaufmann, oder

ein

ein begüterter Landbesitzer, der durch Vorrath-sammeln die Stelle des Kaufmanns vertritt, und wie oft wird man nicht den Mangel derselben bereuen müßen, wenn man ihnen durch Einschränkung die Lust zu einem solchen Dienste benommen hat!

Trügen die Aernten alle Jahre gleich viel aus, so könnte eine Berechnung noch ziemlich bestehen. Das will aber der Himmel nicht: Abwechslung soll uns weiter sehen lehren. Nun macht der innere Verbrauch nur für das laufende Jahr sorgen, und reizt nie zur Erzielung oder Bewahrung des so sehr zu wünschenden Ueberflusses, ohne welchem das Land beym ersten Mißwachse Mangel leiden muß. Dieß lehrt das Beyspiel der verbundenen Königreiche beyder Sicilien, wo doch im Ganzen Getreid genug erzeugt werden könnte: und eben dieses zeigen mehrere Staaten, in welchen sich die besagten Umstände befinden. — Frankreich ist ja gewiß auch ein solches Land, dessen verschiedene fruchtbaren Provinzen die übrigen weniger begünstigten versorgen könnten. Dazu kömmt noch die Bevölkerung durch so viele Fabrikanten, deßhalben man wohl glauben sollte, daß der innere Verbrauch Aufmunterung genug zum Anbau gäbe. Aber nein, bey allem Nachsinnen den Ackerbau zu verbessern, den Bemühungen der eigentlich diesem

Zwecke gewidmeten, wohlgemeynten und auch vieles leistenden Gesellschaften, sehen wir doch Frankreich, weil bis daher kein freyer Kornhandel geblühet hat, oft Mangel leiden. Wenn wir auch die Kunst erfänden, doppelten Ertrag aus dem Lande zu ziehen; so würde doch nicht mehr erzielt werden, wenn nicht die Aussicht zum Absatze dazu reizte, oder wenn der Preiß so geringe würde, daß er der Bezahlung anderer Bedürfnisse nicht das Gleichgewicht hielte. Auch das grosse China, so viel gleich von der Polizey und von dem begünstigten Ackerbaue daselbst gerühmt wird, da es nur zum eigenen Verbrauch und nicht zum Handel anbauet und sammelt, leidet manchmal, wenn die Reisärnte fehl schlägt, Hungersnoth, welche man in Carolina nie zu besorgen haben wird. Denn je weiter sich die Aussicht zum Absatze erstreckt, desto mehr wird erübrigt und aufgeschüttet.

Nur Freyheit im Getreidhandel verscheucht den Mangel und belebt den Ackerbau.

Ein Beyspiel natürlicher, und daher wohlthätiger Freyheit wird uns besser belehren können. Dieß haben wir der Einsicht des vortreflichen, nunmehr unserm deutschen Vaterlande wiedergeschenkten, Peter Leopolds, zu verdanken. — Die uneingeschränkte Freyheit

des

des Handels (versichert er selbst) ist von so erwünschten Folgen gewesen, daß ich niemand rathen möchte das Einschränkungssystem wieder einführen zu wollen. Er würde Gefahr laufen, vom Volke gesteiniget zu werden. Ich habe alles gelesen, was in Frankreich für oder gegen die Freyheit geschrieben worden: die Erfahrung hat die Frage zum Vortheile der Freyheit entschieden. Vorher hatten wir in Toscana zwey schlechte Jahre: der Staat mußte Getreid kaufen, welches ihm hundert tausend Thaler kostete. Es waren viele Unruhen unter dem Volke, und man litt Hunger. Seit eingeführter Freyheit haben wir drey noch schwerere Jahre gehabt. Der Staat hat kein Getreid gekauft, sich nicht in Schulden gesetzt: es sind keine Unruhen entstanden, und man ist in Toscana nicht verhungert. Ich glaube in der That, wenn die Freyheit des Handels wohlthätig seyn soll, so muß sie ohne alle Einschränkungen seyn. Wenn man den Lauf eines Stromes hindert; so giebt es immer Stockungen und Ergießungen. Die Handelsfreyheit hat den Ackerbau, und dann den Kunstfleiß sehr vermehret: Die Bauern sind reich, und die Handwerker wohlhabend geworden. In den ersten Jahren mußte man freylich mit manchen Schwierigkeiten kämpfen: das ist aber das Schicksal jedes ersten Versuches. Wenn die Freyheit erst beginnt, so wird sie manch-

mal straucheln: aber jeder Fehltritt giebt ihr eine Lehre, und ihre Stärke wächst mit jedem Schritte *).

Der glückliche Erfolg des weisen Entschlusses dieses grossen Fürsten, unter so bedrängten Umständen, die an der Regierung allen Muth dazu benehmen, übertrift in der That die Erwartung so sehr, daß man ihn nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann. Alle Zweifel und Bedenken derer, die, wenigstens in gewissen Fällen, entgegengesetzte Maßregeln für nothwendig halten, werden hiedurch augenscheinlich widerlegt. —

Ein toscanischer Pfarrer, der diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit widmete, beschreibt uns den vorhergehenden sowohl als den nachfolgenden Zustand des Landes sehr nachdrücklich **). Man fieng an, sagt er, den Grund unserer Glückseligkeit zu einer Zeit zu legen, die für Toscana äußerst elend schien, da es, wie das übrige Italien, durch öftere und schnell aufeinander folgende Theuerungen ge-

*) Dieß berichtet, aus dem Munde des Großherzogs selbst, Dupaty, Lettres sur l'Italie en 1785. I. Let. 26.

**) Ephemeriden der Menschheit 1776. B. 3. S. 81.

gedrückt war. Niemand hat das abscheuliche Schauspiel vergessen, welches sich in diesem Lande in der Theuerung des Jahrs 1764 zeigte. — Durch unermüdete Bemühungen, und durch einen ungeheuern Geldaufwand konnte die Regierung doch nicht allen Arten von Mangel begegnen, unter denen der Staat seufzte. Desto empfindlicher und härter war die Noth der Theuerung, welche gleich zwey Jahre darauf erfolgte: und dazu ward unser Elend durch eine ansteckende Seuche, welche eine Folge des Hungers und der schlechten Nahrung war, aufs höchste getrieben. In diesem kritischen Zeitraume kündigte ein heilsames Edict, welches mit einem grossen Muthe eine Menge alter Gesetze und Verordnungen zernichtete, den freyen Kreislauf aller Arten der vornehmsten Nahrungsmittel an: befreyte sie von allen Zöllen und Auflagen, und gab Jedermann die Freyheit aus allen Arten vom Getreide in dem ihm beliebigen Preise und Gewichte Brod zu backen. Zu unserm Erstaunen sahen wir alsobald auf diese gerechte Verordnung die Märkte mit Brod angefüllet, und es schien, als ob das Volk sich bestrebte, solches einander anzubiethen. Bald versah die Konkurrenz die Provinzen damit: nach und nach ward das Land wieder bewohnt, und, was am meisten bemerkt zu werden verdient, war, daß die Regierung,

welche in dieser angstvollen Zeit weißlich alles gethan hatte, um sich Geld und Nahrungsmittel aus der Fremde zu verschaffen, nach diesen Edikt mit Bewunderung sah, daß der größte Theil ihrer Bemühungen unnöthig wurde. So gewiß ist es, daß bey solchen Umständen alle Einschränkungen und alle Systeme von Verboten ein ansteckendes Schrecken und einen Geist der Unthätigkeit erzeugen, welche das Uebel theils vergrößern, theils auch noch größer scheinen machen, als es wirklich ist. Alle folgende Jahre bis auf das gegenwärtige haben durch beständige widrige Witterung keine einzige reiche Aernte gegeben, und die meisten sind schlecht gewesen. Dennoch haben es die so gerechten Maßregeln, welche man damals genommen und seither immer zu größerer Vollkommenheit gebracht hat, bewirkt, daß alle Winkel von Toscana mit den zur Unterhaltung ihrer Einwohner erfoderlichen Bedürfnissen versehen worden sind, ohne den traurigen Folgen ausgesetzt zu seyn, welche die durch die Regierungen sonst zu diesem Zwecke veranstalteten Mittel nach sich ziehen. Die Eigenthümer gaben nunmehr dem Volke Arbeit, durch die es sich ernährte: Der Landbau kam empor, und die Städte wurden für immer vor den traurigen Auftritten der Jahre 1764 und 1766 sicher gestellt. Die unnützen Sorgen der Obrigkeit wurden abgeschaft,

schaft, welche, unter dem Vorwande, dem Volke das nöthigste Nahrungsmittel im Ueberflusse zu verschaffen, nach den alten Grundsätzen sich solcher Mittel bedienten, die im Grunde die Quelle der Nahrung im Staate versiegen machten. Es ward neben dem freyen Umlaufe und dem freyen innern Handel mit den Produkten des Landes, auch die freye Ausfuhr derselben erlaubt. Die Verführung ist durch gute und bequeme Strassen befördert: die Landleute haben sich erholet, und sind noch mehr erleichtert, da sie von den so nachtheiligen als ungerechten Frohnungen, und von dem Drucke der Jagdgerechtigkeiten und der Weydgänge befreyet worden.

Hier haben wir also doch nicht blos zweifelhafte Vorschläge, und unsichere Versuche, sondern schon Jahrelang bestättigte Wahrnehmung vor Augen, die uns überzeugt, daß die dem Naturgesetze sowohl als dem gesellschaftlichen Vertrage gemäße und gerechte Einrichtung auch dem Staate jederzeit die vortheilhafteste sey. Sollte nicht jeder Weltbürger jedem Staate gleiche Wohlthat wünschen?

Eine Hauptfrage ist: ob denn das Verbot der Kornausfuhr den verlangten Nutzen schaft, dem Mangel und der Theuerung der Lebensmittel auch nur fürs Gegenwärtige abzuhel-

zuhelfen? Daß nun diese Hofnung fehlschlage, daß aller Zwang die Noth vielmehr verschlimmere, können uns die traurigen Beyspiele verschiedener Staaten und Zeiten lehren. In welcher Verlegenheit hat sich nicht Frankreich in verwichenem 1789sten Jahre befunden? Entstand nicht in Neapolis, in diesem mit dem fruchtbaren Sizilien verbundenen Lande, bey allen Verboten und gewaltsamen Polizeyanstalten *), und bey allen kostbaren Vorkehrungen der Regierung im Jahre 1764 eine so schreckliche Hungersnoth, und daraus das gefährliche ansteckende Hungers-Fieber, daß eine Menge Einwohner im größten Elende umkommen mußten? Haben wir nicht ein gleiches in den Jahren 1771 und 1772 im deutschen Reiche gesehen? Welches von den Ländern, wo damals die Ausfuhr verboten worden, hat ein reichlicheres Auskommen, ja welches hat nicht größern Mangel oder Theuerung als zuvor verspüret? Wir sahen vor Augen, daß eben nach solchem Verbote das Getreid daselbst höher im Preise gestiegen, als in Ländern, wo die freye Ausfuhr und Einfuhr geblieben war. Die Ursachen lassen sich errathen. Die Kornhändler im Lande wollen deßwegen den Preis nicht sinken lassen: manche

*) Deren Scarone: de mali osservati in Napoli nell' anno 1764. P. II. §. 288. rühmlichst erwähnt.

che haben auch selbst ihr Korn schon theuer eingekauft: sie warten also ihr Schicksal ab. Der allgemeine Schrecken, da durch ein solches Verbot der Mangel gleichsam im Lande öfentlich ausgerufen worden, vermehrt noch das Uebel über die Maßen. Die Wohlhabenden greifen auf einmal zu, suchen sich für die Zukunft zu versorgen, und schütten mehr auf, als sie wirklich für ihre Bedürfnisse nöthig hätten. Dieser Vorrath kömmt indessen nicht wieder zu Markte, und da auch diejenigen, welche sonst Korn feil haben, mehr an sich zu halten bewogen werden; so wird der Preis noch höher hinaufgetrieben, als sonst geschehen wäre. Sobald auch die Ausfuhr verboten worden, stockt Handel und Wandel, und es wird also die so nöthige Vertheilung des Vorraths im Lande zugleich mit verhindert. Da sonst ein Kornhändler dem andern etwas abhandelte, so will sich nun keiner mit einem beträchtlichen Vorrathe befassen, da ihm die Einschränkung sein Korn von ihm gutdünken möchte zu verkaufen, eine Furcht einjagt, und wiederum keiner, der einen mäßigen Vorrath besitzt, von dem er noch bey dem bekannt gemachten Mangel im Lande Vortheil zu machen hoft, das Seinige losschlagen. Es entsteht also selbst durch die widrige Vorstellung der Leute und durch den gehemmten Lauf der Handlung, dabey der Vorrath nur hie und

da zurückgehalten bleibt, ein unnatürlicher Mangel und Theuerung im Lande, wenn gleich wirklich Getreid genug vorhanden, und keine Hungersnoth zu besorgen wäre.

Nur in dem Falle, wenn ein fruchtbares Land wegen zuvor erlaubter Ausfuhr bis zum Ueberfluße Getreid hervorgebracht, und noch reichlichen Vorrath hat, kann man durch ein plötzliches Verbot sinkende Preise erzwingen. — Aber: mit welcher Billigkeit? mit welchem Vortheile? Hohe Preise, wenn aus der Fremde Bestellungen geschehen, zeigen ja noch keinen Mangel an, und bringen im Ganzen Vortheil ein. Hungersnoth war doch in einem solchen Lande nicht zu befürchten, wenn nur jedem das Recht seinen Vorrath zu nutzen für immer gesichert wäre. Litten dabey einige Dürftige Noth, so möchte man ihnen lieber auf eine andere Weise zu Hilfe kommen. Der Verkauf des Getreides ist ja eben in einem solchen Lande ein wichtiges und vortheilhaftes Gewerb, dessen freyer Lauf also auf alle Weise zu begünstigen wäre. Nun wird der aus der Ausfuhr dem Lande zukommende Gewinn, welcher sich doch bald über die meisten Einwohner verbreitet, auf einmal abgeschnitten. Welche Verlegenheit bey fortwährenden Ausgaben! Welche Abschreckung für künftige Vorrathssammler in solchem Lande etwas zu-

rück-

rückzulegen! Welche Abschreckung für den Landmann, seinen Anbau zu erweitern, der nach dem niedrigen Preise verschiedener Jahre sich nun erholen zu können glaubte! Wie viel würde also ein Fürst für seines Landes, das ist, für seinen eignen wahren Vortheil sorgen, der etwa zum Behufe des Einkaufes für seine Magazine den Eignern auf solche Weise geringere Preise abnöthigen wollte: oder wie hart und nachtheilig würde es für jene Provinzen seyn, wenn man sie dadurch zwingen wollte, den ihnen von der Natur bestimmten Gewinn dem Vortheile anderer weniger fruchtbaren Provinzen, die unter derselben Regierung stunden, aufzuopfern!

Ich führte diese Gründe und Stellen wider die Getreidsperre nur deßwegen an, weil sie meistens ein merkliches Hinderniß in der Kultur und Getreidbaue ist, und dieserwegen allein nicht leicht verhengt werden soll. Wer vom Getreidhandel im ganzen Umfange, in jedem Verhältnisse, in jeder Lage, und in allen Umständen ganz belehrt seyn will, der lese Reimarus über die Freyheit des Getreidhandels, wie schon oben bemerkt worden ist.

Vom Nutzen des Kleebaues haben wir oben überzeugende Erfahrungen von Herrn

Schrems

Schrems gehört *). Es ist noch ein Zweig übrig, der besonders im Oberlande so wenig benützt, und doch von so grosser Wichtigkeit und Nutzen in der Oekonomie ist.

Erdäpfel- oder Kartoffelbau.

Aus Amerika haben wir die Kartoffeln erhalten, und sie sind mehr werth, als alles übrige, was wir aus beeden Indien bekommen haben. Sie sind eine Nahrung vieler Völker, werden von Jedermann genossen, und auf den Tafeln der Fürsten sowohl als in den Hüten der Armen gesehen, und gesund befunden. Sie wachsen häufig im magersten Boden, und in jeder Gegend. Man kann sie auf hundertfache Art zurichten, und sie sind in jeder gut. Bey uns in Baiern, nämlich im baierischen Walde, und in der obern Pfalz giebt es hauptsächlich dreyerley Gattungen, als pohlnische, diese sind grob und groß, und gut zur Fütterung fürs Vieh; englische, diese sind feiner und milder, und diese essen die Leute gern; und deutsche, diese wachsen groß und

*) Ich werde zur Zeit eine eigne Abhandlung vom Kleebaue fürs Landvolk liefern, weil ich schon öfters über Mangel eines zweckmäßigen Unterrichts klagen hörte.

und zahlreich, und sind sehr gut und eßbar. Diese Gattungen sind wieder an Farbe und Größe sehr verschieden, einige sind länglicht, rund, weiß, roth und gelblicht. Ihre Blüthe ist weiß, blau und röthlicht. Sie sind Knollengewächse, und da sie unter der Oberfläche des Erdbodens wachsen, so ist ihnen daher kein Boden angemessener, als der, unter welchem sie sich leicht und wohl ausdehnen können, und dieserwegen ist das Sandfeld das tauglichste und beste dazu, und wer dieses hat, der hat alles, was zum besten Anbau dieser Früchte sich schickt. Im Sandboden erhält man sie an Größe und in der Menge und Güte besser, als in irgend einem andern bessern und fetten Grunde, wo sie beynahe nicht fortkommen. Jedweders Land also, nur daß es an der Sonne, nicht im Schatten liege, nicht naß oder sumpficht sey, taugt für sie. Strohdünger, weil er das Feld lockert, und ihre Ausdehnung unter dem Boden begünstiget, ist für sie gut, und besonders der von Schafen. Lockeres Erdreich, als frisch umgebrochenes Land, Heiden, magere oder sandichte Wiesen, schlechte Grasgärten, Abhänger an Gärten, frisch umgebrochene Kleefelder, sind die ausgesuchtesten besten Flecke und Gründe für sie, wo sie übermässig an Größe und Menge wachsen.

Ihr

Ihr Anbau ist folgender: Man nimmt mittelmäßig grosse, oder man schneidet größere in etliche Stücke, doch so, daß jedes Stück ein oder zwey Augen hat, und legt oder steckt sie dann eine Spann tief in die Erde. Im Walde und in der obern Pfalz ackert man sie auch ein, und das geschieht so: Eine Person mit Erdäpfeln, entweder zerschnitten oder ganzer, geht vor dem Pfluge her, wirft sie gleich entfernt auseinander, und dann werden sie mit dem Pfluge mit Erde überworfen, doch so, daß der Rain übrig bleibt, den man erst dann, wann das Kraut der Erdäpfel eine Hand hoch, und das Feld mittlerweile mit Unkraut überwachsen ist, wieder mit dem Pfluge ausfangt, und an das Feld hinwirft, in einige Wochen darauf, wenn das Unkraut wieder über Hand genommen, graset man es reinlich aus, und kann dieses Gras gewaschen dem Viehe geben. Hernach häufet man die Erdäpfelstöcke mit Erde an, und damit ist alles bis zur Aernte geschehen.

Den eigentlichen Saamen erhält man aus den runden Kugeln, die oben bey der Blüthe wachsen. Der Saamen ist platt gedruckt. Am Herbste nimmt man diese Kugeln, zerdrückt sie, und wäscht das Schleimichte davon ab, und trocknet ihn an der Sonne, oder einem lüftigen Orte, und verwahrt ihn Winters

durch. Im Frühlinge kann man auf einem wohlgedungten und bearbeiteten Beete Linien ziehen, die zwo Spannen von einander abstehen, öfnet sie einen Zoll tief, säet den Saamen sparsam ein, und deckt ihn zu, graßt das Unkraut aus, ist der Keim oder Sproßen eine Hand lang, so giebt man ihm Erde, häuft sie im Sommer an, und im Herbste sind sie an Größe einer Welschnuß, auch manchmal einem Eye gleich, und hat folglich aufs künftige Jahr den Saamen so, wie man ihn zum Aussäen bedarf.

Das Kraut, das sich sehr ausbreitet, und hoch wächst, ist für Schafe, Rindvieh, Schweine, und fast für jede Viehart eine gute, gesunde und sehr gesunde und theuere Fütterung. Das Kraut muß nicht zu frühe geschnitten werden, sonst schadet es den Kartoffeln am Wachsthume, man läßt es also bis gegen Michaelis stehen.

Es giebt zwar einige Oekonomen, die das Kraut zur Fütterung verwerfen, und behaupten, es wäre statt nützlich und gut vielmehr schädlich. Diesen Herren kann ich weiter nichts entgegen setzen, als die Erfahrung von vielen Jahren, vermöge welchen man von Güte und Nutzen als Fütterung hinlänglich überzeugt ist.

Auf

Auf dem Felde muß man mit dem Kartoffelfeldbaue wechseln, weil sie sonst an der Zahl wenig und klein bleiben, und es nützt weder Dünger noch was anders mehr.

Die Kartoffeln sind für alle lebende Kreaturen eine gesunde, und fütternde Speise. Wenn man sich der Hungersjahre 1771 und 72 erinnert, so ist ihr Nutzen und Vortheil erwiesen. In dem baierischen Walde und der obern Pfalz, wo man sie häufig bauet, würden mehrere tausend Menschen Hungers gestorben seyn, wenn sie keine Erdäpfel gebauet hätten. Für jede Gattung Vieh sind sie sowohl gesotten als grün die beste Fütterung, und mästen sehr gut. Warum sie aber hier im Oberlande herum so wenig, beynahe gar nicht, gebauet werden, da doch fast jeder Bauer zu viele Gründe hat, und solche Gründe, die für den Erdäpfelbau gerade die schicklichsten wären, das begreife ich durchaus nicht. Es ist doch Saamen überall leicht zu bekommen, es ist die Bau- und Behandlungsart so einfach, so wenig verwickelt, daß es für Jedermann sehr leicht und faßlich ist.

Uebrigens schadet den Erdäpfeln weder eine Trockne, noch Kälte und Näße, weder Hagel noch eine andere Witterung. Der Bau ersetzt die Arbeit hundertfach. Der Bauer

würde

würde sehr viel Getreid ersparen, welches er aus Mangel derselben dem Viehe geben muß.

Man sagt, der Kartoffelbau schadet dem Getreidbaue, wenn er zu sehr über Hand nehme, und besonders an solchen Gründen, die gut zum Getreidbaue sind, hatte es seine Richtigkeit. Es giebt aber sogar viele Gründe, die man wahrlich nicht besser und vortheilhafter benützen kann, als durch den Erdäpfelbau.

Mir sagten schon mehrere erfahrne und beobachtende Bauern, daß die Kräfte durch den Erdäpfelbau und zu starken Genuß derselben abgenommen hätten, und diese Bemerkung scheint mir nicht ganz ungegründet. Nur aus Sparsamkeit, wegen dem hohen Preise des Getreides, und den immer stärkern Abgaben genossen die Bauern im baierischen Walde und obern Pfalz des Tags fünfmal Erdäpfel, und schwächten vieleicht durch diesen übermäßigen Genuß ihre Kräfte.

Die Kirbis und Erdrosen, oder Dorsten, wie mans in einigen Gegenden heißt, werden bey uns auch zu wenig gebaut, und es ist bekannt, daß sie gutes Futter sind, besonders die erste für die Schweine.

Nur

Nur dann, wenn man Futter für das Vieh, theils durch Kleebau, Kartoffeln, künstliche Wiesen, und obige Benützung der Brache einzuführen anfängt, kann die Stallfütterung, wovon schon so viel für und wider geschrieben worden, und die gewiß in vielem Betrachte vortheilhaft ist, eingeführt werden.

Von der Stallfütterung.

Nun fragt sich, worinn

a. Der Nutzen des Hornviehes überhaupts bestehe, und ob

b. Dieser Nutzen durch die Stallfütterung erhalten werden kann?

Der Nutzen des Hornviehes besteht

a. in dessen Vermehrung durch die Zucht,

b. in der Mastung,

c. in der Milch,

d. in der Arbeit, und

e. in dem Dünger.

In Betreff der Vermehrung des Viehes hat das Weyden allemal grosse Unbequemlichkeiten

keiten bey sich, da sich gemeiniglich altes und junges Vieh bey einander befindet. Daher werden die Kalben zu frühe trächtig, ihre Kräfte über ihr Vermögen angegriffen, die Mutter bleibt klein, das Kalb wird schwach, und klein, und es entstehen also unbedeutende elende Arten vom Viehe. Trächtige Kühe auf der Weyde sind der Gefahr ausgesetzt, durch Stossen, Fallen, u. d. gl. um das Kalb gebracht zu werden. Alle diese Zufälle sind sehr gemein. Bey der Stallfütterung ist's gerade umgekehrt. Diese Gefahren und Unglücksfälle sind ganz weg, und bey guter Aufsicht, gehöriger Nahrung, guter Pflege und Vorsorge, daß das Kalb nicht zu frühe trächtig werde, fallen von sehr kleinen Arten von Viehe schon der zweyten Generation sehr grosse Kälber, die in der Folge ihre Eltern an Größe übertreffen. Davon zeugt die Erfahrung.

Zur Mastung trägt ganz gewiß nichts mehr dazu bey, als Ruhe, gleiche gemäßigte Wärme, und eine öftere zu kleinen Portionen abgetheilte, und in Absicht auf die Zeit mit äusserster Genauigkeit gereichte Fütterung. Davon hat wieder jeder Landwirth, der selbst Vieh mästet, eigne Erfahrung.

Mit der Fütterung geht man an vielen Orten in Baiern sehr verschwenderisch um.

Ich habe verschiedene Orte in Baiern bereist, und besonders auf Oekonomie gesehen, und beobachtet, daß fast durchgehends lang gefuttert, das heißt, daß das Futter nicht geschnitten werde. Auf diese Art verschlingt und vertritt das Vieh fast den achten Theil, und es gedeiht ihm auch bey weitem nicht so gut. Ein sehr erfahrner Landwirth sagte mir, daß er durch das Futterschneiden alle Jahre ein Drittel an Futterey erspare.

Milch wird auf der Weyde so viel nicht erhalten, als die Kühe bey einer sorgfältigen Wartung und Pflege im Stalle liefern. Im Oberlande, nämlich in der Gegend an Tyroll, wo es grosse Almen, bessere und saftvollere Kräuter giebt, als hie herum, ists gerade umgekehrt, da würde die Stallfütterung überflüßig und fast schädlich seyn, weil es Weyde genug giebt. Dieser Fall tritt auch im baierischen Walde in der Gegend und Gränzen an Böhmen ein. Da hat das Vieh ebenfalls die schönste Weyde in Wäldern, und wenn man in diesen den Blumensuch einstellen, oder wegen beliebter Holzkultur zu genau einführen wollte, so würde man dadurch dem Bauern unendlich schaden. Seine Hauptlosung besteht da im Viehe und Leinwand, und das Holz ist in keinem Werthe, und es ist gar kein Absatz da. Diese Wey-

den in den Wäldern kann man nicht abmähen, und auf eine andere Art benützen, man muß also das Vieh dahin treiben. Auch die Streue, die sich der Bauer in sehr vielen Gegenden Baierns aus Mangel des hinlänglichen Strohes in Wäldern zu suchen gezwungen ist, soll man ihm ja auf keine Art zu erschweren suchen, besonders wenn er sie nicht in nahe gelegenen und eigenen Wäldern, sondern aus fremden churfürstlichen oder ständtischen Wäldern an gar vielen Orten zwey, drey, und noch mehrere Stunden weit zuführen, und mit größter Mühe suchen muß. Wenn man nur bedenkt, wie theuer sie ihm schon dadurch zu stehen komme, daß er wegen der beträchtlichen Entfernung den Tag durch nur eine einzige Fuhr mit aller Anstrengung machen kann, und dadurch viele nothwendige, nützliche und erträgliche Geschäfte versäumen muß, so sollte man sie ihm in dieser Hinsicht allein schon schenken, statt bezahlen lassen. Sobald der Bauer das Futter Holzstreue, die für sich betrachtet zum Dünger wegen langsamer Verfäulung wenig werth ist, und die Laubstreue manchmal auf dem Felde vom Winde wieder weggejagt wird, zu 24 kr. verabfolgt wird, so ist dieser Preis schon mehr als um die Helfte zu hoch. Er wird, so viel nur immer möglich ist, zu sparsam damit umgehen, weniger brauchen, als

ihm Erfahrung und Oekonomie sagt, das Vieh lieber im schädlichen Moraste liegen lassen, (man sehe im Frühjahre selbes an, man wird sich überzeugen, und den Mangel an Streue jedem Viehe ansehen) und dadurch sich merklich schaden. Eben aus dieser gedrungenen Sparsamkeit, weil ihm die Streue zu theuer zu stehen kömmt, (denn 24 kr. hat er zu gewissen Zeiten oft an mehrern Orten nicht) macht er weniger Dünger, kann folglich seine Felder um ein beträchtliches weniger begailen, ärntet weniger, erhält weniger Stroh, muß nach und nach weniger Vieh halten, (an vielen Orten futtert der Bauer blosses Stroh) und zieht sich und auch folglich dem Ganzen einen doppelten Schaden, als durch weniger Vieh und geringere Aernte, zu.

Daraus muß man aber nicht folgern, daß man dem Bauer überall in jeder Gattung Holz ohne Hinsicht des Alters desselben, das Streuerechen erlauben soll, denn daraus könnte der Holzkultur, wo sie nothwendig ist, überall ist sie es nicht gleich, ein beträchtlicher Schaden zugehen. Aber auf Kosten des Ackerbaues und der Landeskultur, weil diese allein das Wesentlichste und Erste seyn soll und muß, muß man die Holzkultur nicht zu befördern, sondern sie nach aller Möglichkeit so zu verbinden suchen, daß ja für den Ackerbau auch

keine

keine entfernten nachtheiligen Folgen daraus entstehen.

Was die Arbeit betrift, so muß das Vieh, welches dazu gebraucht werden soll, noch vorher im Stalle ein beträchtliches Futter erhalten, wenn die Arbeit von einiger Dauer seyn soll. Nicht zu gedenken, wie viele Zeit öfters mit dem Aufsuchen des Viehes verloren geht, und manchmal der Bauer ganze Stunden herumläuft, und sich müde jagt, ehe noch seine Arbeit den Anfang nimmt.

Dünger wird gewiß da mehr gesammelt, wo solcher das ganze Jahr durch zusammengelegt, als da, wo er vom Viehe ganze Monathe durch auf den Weyden zerstreut wird. Er entgeht den Aeckern und Wiesen, und so wie diese darüber ausmagern, weder Früchte noch Gras bringen, so nützt er nicht nur dort nichts, sondern brennet aus, und macht das wenige Gras, so noch wächst, eckelhaft, und schadet so auf zwo Seiten zugleich.

Der Mist und Harn in dem ersten Zustande, wie sie von dem Viehe abgehen, düngen sehr schlecht, sie sind vielmehr geschickt Sa men und sogar junge Bäume zu verderben, oder zu verbrennen, wie der Landmann sagt, wenn ihnen dergleichen roher Dünger

zu nahe kömmt. Diese Stelle, worauf er frisch fällt, wird erst nach genauer Zeit wieder grün. Diese anfänglich böse Eigenschaft rührt unstreitig von den vielen und scharfen Theilchen her, die sich darinn befinden, und ein Hauptstück ihres Bestandwesens ausmachen. Wird aber der Dünger zusammengeworfen, so entsteht eine Gährung, und darauf eine Fäulniß, wodurch sich diese schädliche Säuere verflüchtiget, und in Alkalie verwandelt wird, und das Salzichte und Oelichte zurückläßt.

Mit dem Dünger wird bey uns überhaupt in Baiern wenig haushälterisch umgegangen, und ein merklicher Fehler besteht darinn, daß die Düngerstätte nicht gut angelegt sind. Sie sind meistens zu sehr der Sonnenhitze ausgesetzt, oft an der Wand der Wohnzimmer angelegt, oder sie liegen so, daß sogar an einigen Orten das Wildwasser darein läuft. Im ersten Falle trocknet ihn die Sonne zu sehr aus, entzieht ihm die nothwendige Feuchtigkeit zur Gährung und Fäulniß. Im zweyten Falle, wenn er zu sehr im Wasser steht, oder auch gar keine Sonne hat, hindert die allzugrosse Feuchtigkeit ebenfalls die nöthige Gährung. Die Miststätte soll man, so viel immer möglich, auf der Mitternachtseite und ein wenig von Wohnzimmern entfernt anlegen,

gen, damit derselbe einige Zeit des Tages durch im Schatten stehe. Auf der Oberfläche der Erde soll er auch nicht angelegt seyn, weil ihm dadurch die Feuchtigkeit oder der Adel zur Gährung abnimmt, sondern er soll wenigst eine zwey Schuhe tiefe Grube haben.

Die Gesundheit des Viehes hängt ab

a. von der schicklichen, ordentlichen und genugsamen Nahrung.

b. Von fleißiger Pflege.

c. Von gehöriger Ruhe.

d. Vom gesunden Wasser.

e. Von temperirter Luft.

Diese Erfodernisse zur Gesundheit des Viehes können auch alle durch die Stallfütterung erhalten werden. Das Vieh hat bey dem Weydegang an den wenigsten Orten hinlängliche und genugsame Nahrung, weder die gehörige Pflege, noch die erfoderliche Ruhe. Die oft zu schnellen Abwechslungen der Witterung, denen das Vieh ausgesetzt ist, sind seiner Gesundheit nothwendig nachtheilig. Auch die gesundesten Pflanzen ziehen zuweilen dem Viehe, es seye mittels des Honigthaues, oder allzu-

allzuvieler Feuchtigkeit, schnelle und tödtliche Krankheiten zu.

Der größte und unermeßliche Schade aber ist die unausbleibliche Viehseuche, welche von den Weyden geholt, und stets unterhalten wird. Davon haben wir in Baiern im verflossenen Jahre ein schreckliches Beyspiel gehabt, und es sind mehrere tausend Stücke dahingefallen. Alles, was nur Krankheiten zeugen kann, findet sich da ein: ungesunde, eckelhafte Fütterung, giftige und faule Wasser in Pfützen, auf den Wegen und Weyden werden da genossen, eingefressen und eingesoffen, Winde, Nebel, Frost, und Regen sind da abwechselnd mit Hitze Tag für Tag, und allerley Insekten sammeln sich da schädlich fürs Vieh. Die Schweine fallen im Juni und Juli gemeiniglich wegen der grossen Hitze auf der Weyde in grosser Menge, sie zerwühlen die Felder, und vernichten dadurch dem übrigen Viehe die Weyde.

Die Weyde selbst ist entweder wenig oder viel: im ersten Falle hungert es, und muß im Stalle gefuttert werden; im zweyten Falle vertritt und verderbt es mehr als es frißt, und da in beeden Fällen die Weyde durch beyderley Auswürfe besudelt, und durchs Hin- und Herlaufen in Koth getreten und unrein wird,

so

so ist nie was Gutes für das Vieh zu erhalten; sind die Weyden sehr groß und weitläuftig, so ist der Schade um so größer, das wenige Vieh, welches da weydet, bezahlt das lange nicht, was so ein grosser und guter Fleck Landes, urbar gemacht, sicher tragen würde.

Bey einer schlechten und engen Weyde muß man das Vieh zu Hause eben so füttern, als wenn es gar nicht auf der Weyde gewesen wäre, sonst versagt die Kuh die Milch, das junge Vieh den Wuchs, und der Ochs hat zur Arbeit keine Kraft.

Durch die Frühlingsweyde wird das junge Gras bey seinem ersten Wachsthume verbissen, und der weiche Boden vom Treten des Viehes, besonders des schweren, ausgemodert, daß die Heuärnte schlecht wird. Die späte Herbstweyde schadet noch mehr. Das Vieh frißt vor Hunger das noch übrige Gras aus der Erde heraus, die einfallende Kälte greift die frisch verwundeten Graspflanzen hart an der Wurzel an, zerstört die Gefäße; wo das Vieh tief eingetreten, bleibt Schnee- und Regenwasser stehen, gefrieret und zerstöret die Graswurzeln. Der Graswuchs des künftigen Jahres fällt daher schlecht aus, und nachher vermindert dergleichen Weyden der Heuschlag und das Winterfutter. Verschont man nur

ein Jahr eine Wiese mit diesen Weyden, so trägt sie im folgenden Jahre noch so viel, als eine im Frühlinge und Herbste abgeweydete Wiese. Sie werden im Frühjahre, wenn der Boden von Feuchtigkeiten weich ist, nicht so getreten, und wer weiß nicht, wie sehr Lockerheit des Landes den Wachsthum befördert? Theils können die Wurzeln besser in den Boden wuchern, theils zieht das Land aus der Luft mehr Salze an sich. Es werden die Pflanzen nicht so tief abgenagt und abgezehrt, noch ihr Wachsthum so sehr zurück gehalten. Wem ist es unbekannt, daß viele unserer Wiesen blos deßwegen einhauig sind, weil sie in dem Frühjahre, so spät ins Jahr hinein betrieben werden?

Ueberdieß erspart der Landmann die Kosten eines Hirten, weicht vielen Prozessen, Feindschaften und andern Unannehmlichkeiten aus. Er schadet durch den Weydegang den Waldungen. Er braucht die vielen Zäune nicht, und erspart dadurch sehr viel Holz.

Man muß bey der Stallfütterung besonders auf die Gegend Rücksicht nehmen, und man wird finden, daß es sogar Schaden brächte. Man denke sich in eine Gebirggegend, wo die Natur dem eigentlichen Ackerbaue unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen setzte,

wo sie aber dafür die Berge mit Weyden überkleidet, und die Thäler mit üppigem Graswuchse erfüllte, sollte hier wohl die Stallfütterung mit Vortheil ausführbar seyn? D. h. sollte sie hier Vortheile in der Gewinnung des Futters, und in der ökonomischen Benutzung der Hausthiere, und bey dem Einflusse auf die übrigen Nahrungsgewerbe haben? Wer sollte hier das Gras so vortheilhaft mähen, als das Thier es abweyden kann? Wer hier die künstliche Wiese anlegen? Wer sie bearbeiten? Weder auf der Höhe, wo die Trockenheit den Bau der mehresten Futterkräuter hindert, noch im Thale, wo ihnen meist die zu viele Feuchtigkeit im Wege stehet, würden sie erzeugt werden können. Und wieviel würde hier unbenützt verloren gehen, was sich das weydende Thier leicht sucht; und wollte man sich auch gegen die ökonomische Klugheit, welche hier selbst die Natur lehret, empören, so würde doch der vortheilhafteste Viehproductenhandel nicht den mühsamen Aufwand ersetzen, welcher die Gewinnung der Gräser und Pflanzen auf Bergen und Thälern zum Behufe der Stallfütterung machen, und doch nicht alles Futter gewinnen lassen würde. Wie viel würde hier von dem freywilligen ohne grossem Aufwande zu ziehende Geschenke der Natur verloren gehen, wo das Thier sich selbst die Nahrung durch Hinaufklimmen an den Hügel und

an

an den Bergen sammelt, wozu ihm die Natur Klauen und Huf gab. Wie, man gehe in Waldgegenden, wo durch fruchtbare Feuchtigkeit und vegetabilische Dinge der Bäume das Gras reichlich genährt, üppig aufwächst, wo es aber wegen vielen Gesträuches und Unterholzes von Menschen nur sehr mühsam gesammelt werden kann. Allein weit bequemer sucht sich das Thier im Walde seine Nahrung, und meist unentgeldlich, oder doch für eine sehr geringe Abgabe, und durch Hegung der jungen Geheue wird leicht der Schaden verhütet, den das unwissende Thier anrichten könnte.

In diesen Gegenden sind unstreitig die Fälle vorhanden, wo die natürlichen Weyden und Hütungen nicht aufgegeben werden können, da das Futter, welches hier die Natur für die Hausthiere freywillig darreicht, durch Menschenfleiß, wenn er solches blos sammeln sollte, bey weitem nicht so leicht und so ganz erhalten werden kann; und wozu so kostbarer Aufwand, da der Hauptgewinn der Düngung für einen vortheilhaften Ackerbau hier öfters wegen der Landesart ganz unanwendbar ist, sondern es meist die einzige Möglichkeit ist, solche Gegenden durch die Viehzucht zu benutzen. Endlich würde ich auch Behutsamkeit rathen, in Ansehung der Gegenden, welche

ent-

weder sehr tief liegen, oder bey einem etwas sandigen Boden hoch gelegen sind, weil hier in Ansehung der Futterkräuter, wenn man blos auf die Stallfütterung gründen wollte, Mißärnten eintreten können.

Man macht viele Einwürfe als man kann:

a. So viel Vieh nicht halten. Das gebe ich anfangs zu. Es ist aber auch nicht nothwendig. Weniger, aber besser bestelltes, Vieh nützt in jedem Betrachte mehr, und in der Folge kann man die nämliche Anzahl Vieh, und auch mehr, halten.

b. Man kann nicht genug Nahrung haben, und zum Kaufen hat der Bauer das Vermögen nicht, und könnte es auch nicht bekommen. Man kann ja, und soll anfangs nur einige Stücke im Stalle behalten, und nach und nach mehrere, wenn man durch schicklichen Kleebau, Kartoffeln und künstliche Wiesen Fütterung zu erhalten trachtet, und mit allem sparsam umzugehen weiß und lernt. Man behauptet auch diesen ökonomischen Unsinn nicht, daß alle Bauern auf einmal die Stallfütterung zugleich einführen, sondern man soll mit Beyspiel bey einigen den Anfang machen, und die übrigen folgen gewiß von selbst, weil sie den Nutzen davon einsehen werden.

c. Ist

c. Ist das Fleisch vom Weydeviehe gesünder. Davon essen wir wenig oder keines, sondern von lauter Mastviehe, und jeder befindet sich wohl dabey.

d. Ist die Stallfütterung der Freyheit der Thiere entgegen. Bey uns nicht, denn wir müßen ja ohnehin fast mehr als sechs Monathe unser Vieh im Stalle unterhalten. Es giebt noch mehrere Einwendungen, die mir von keiner Erheblichkeit scheinen, und die ich durch Erfahrungen widerlegen kann.

Das wären also die Gründe für die Stallfütterung. Ich und ein sehr erfahrner Mann, der sich schon sechzehn Jahre mit der Oekonomie beschäftiget, sprachen erst unlängst über die Stallfütterung, prüften alles für und wider dieselbe, und wurden so weit eins, daß die Weyde ganz abzuschaffen, und die Stallfütterung überall gleich und ganz einzuführen, mit einigem Schaden verbunden sey.

Das

Ein hiesiger Oekonom hat auch Versuche mit Pibernöl, Raidgras, römischen Prennesteln, Diemantgras, Honiggrassaamen, und anderen Grasarten gemacht, die schon ziemlich gut ausgefallen sind, und vieleicht in der Folge dem Kleebaue gleich kommen können.

Das junge Vieh wird durch das beständige Stehen und Sitzen ordentlich krämpficht, die Nerven werden gespannt, und die rechte Art der Verdauung gehemmt, weil es zu wenig Bewegung und Abwechslung der frischen Luft genießt. Es soll aber beym Weyden folgende Einschränkung getroffen werden: nämlich das Vieh soll wegen dem schädlichen Thaue, manchmal Reif und Nebel, nicht zu frühe, sondern im Sommer von 8 bis 10 Uhr auf die Weyde getrieben werden, es genöße die sehr zuträgliche Bewegung, die reine Luft, und könnte sich wenige frische Kräuter suchen. Um 10 Uhr soll man das Vieh wieder nach Hause treiben, mit frischem Klee oder anderer Gattung Futter versehen, und bis 3 Uhr im Stalle lassen, und dann bis 6 oder 7 Uhr wider auf die Weyde treiben. Auf diese Art wäre es also im Sommer der Hitze und dem Ungeziefer weniger ausgesetzet.

Ich halte höchst schädlich, sagt der Herr Graf von Herzberg in seiner Vorrede, in der Abhandlung über die Abschaffung oder Beybehaltung der Brache, von Großmann, Berlin 1788, daß nach bisheriger Gewohnheit das Vieh ganz zeitig mit dem anbrechenden Tage aus dem Stalle und auf die Weyde getrieben wird, weil es alsdann von den noch nassen Kräutern wenig genießet, schädliche Dünste

ein-

einschluckt, dadurch ungesund wird, und doch den Mist verschleppt. Meiner Einsicht nach sollte ein jeder Landesherr auf das schärfste verbiethen, daß weder Pferde, noch Rindvieh, noch Schafe, vor 7 Uhr, und bis die Sonne die Kräuter trocken gemacht, aus dem Stalle getrieben werden. Dadurch würde das Vieh gesunder erhalten, eine erstaunende Quantität Dünger im Stalle bleiben und erspart werden, und das Vieh könnte sich doch den Tag über genugsam satt essen.

In vielen Gegenden, ich dürfe sagen, fast in ganz Baiern, wird das Vieh, auch bey anhaltendem Regenwetter, auf die Weyde getrieben, und wenn das Vieh nicht aus dem Stalle will, so wird es mit aller Gewalt herausgejaget. Auf der Weyde frißt es nicht, es steht zusammen, oder sucht vor Witterung Schutz unter Bäumen, und verlangt so ungestüm wieder in Stall zurück, daß es der Hirt kaum abhalten kann. Diesen Unfug habe ich viele hundertmal beobachtet, und jedermann kann ihn ebenfalls beobachten, und er ist noch nirgends abgestellt worden. Zu dieser Weydeschaft müßte aber von der Gemeinde durch Einverständniß ein eigner Platz, und gewisse Felder, oder nach Umständen andere Gegenden, die nicht leicht urbar gemacht, und zum Ackerbaue nicht geschickt sind, ausgezeigt wer-

werden, damit die übrigen Brachfelder nach der obigen Methode zum Kleebau, oder was andern, genützt werden könnten. Ist einmal das Getreid vom Felde, so kann man das Vieh darauf treiben, dann giebts Platz genug.

Die Absicht bey dieser Weyde ist nur diese, daß das junge Vieh einige Bewegung mache, frische Luft genieße, und die zu schlechten Gründe nur etwas benützt werden.

Bey dem Weydegange soll man auch diese Regel wohl merken: nämlich daß das Vieh in der Weyde vorausgehe, und dann erst die Schafe, Schweine u. s. w. folgen, weil sonst diese letztern die Weyde dem Viehe eckelhaft und unrein machen, die Schweine und Schafe aber dem Rindviehe ohne Nachtheil nachweyden. Die jetzt gewöhnliche Trift und Weyde bleibet, an sich betrachtet, immer noch eine von den rohen Völkern her abstammende nomadische wilde Wirthschaft, wenn wir sie gleich in einigen Fällen, nach der bereits unter angränzenden Gutsbesitzern getroffenen Eintheilung der Ländereyen, und noch andern die Hände biethenden Umständen zur Zeit noch ganz oder doch vermischt mit der Stallfütterung beyzubehalten genöthiget sind. Man setze hingegen, vermittels der Stall- und Kleefütterung, eine so verwilderte natürliche Weyde

in einen fruchtbaren Zustand, baue guten, und fleißigen Landwirthen wohl aptirte, und zur Stallfütterung eingerichtete Gebäude herauf, oder mache Bauplane bekannt, und ertheile ihnen Vorschuß oder Freyjahre. Man bestimme genau die Gränzen eines jeden, und schneide ihm alle Gelegenheit ab, die gewohnte alte Viehtrift auszuüben, so wird der Erfolg lehren, daß dieses Land, so in einigen Gegenden kaum eine Familie kärglich ernährte, wohl 3, 4, und mehrere Familien reichlich zu ernähren geschickt ist. Eben dieses Land würde nicht nur zu mehreren, und in vielen Fällen für den Staat weit edlern Produkten stets fruchtbar erhalten, sondern auch der Abnutz von demselben unter jene fleißige Hände unzuberechnend größer ausfallen, als er je auf einer natürlichen Trift und Weyde von gleicher Größe ausfallen kann. Diese Abänderung aber da, wo sie fast allgemein angenommen ist, auf einmal zu bewirken, und eine magere Weyde und Gründe plötzlich in einen fruchtbaren Acker umzuschaffen, dazu würde auf großen Plänen eine unermeßliche Summe nöthig seyn, und Menschenfreunde sich selbst das Allernöthigste zu ihren Bedürfnissen entziehen müßen, um andere glücklich zu machen. Eine jedesmal unsern Kräften angemessene Verbesserung, durch die bereits angerathene stuffenweise einzuführende Stall- und Kleefütterung,

wird nicht nur das Land stuffenweise in einen höhern Ertrag setzen, sondern auch dem gemeinen Landmanne, dessen Anhänglichkeit an den Sitten und Gewohnheiten seiner Voreltern ihm öfters zur andern Natur geworden, und daher auch wider alle Neuerungen eingenommen zu seyn pfleget, seine Vorurtheile benehmen, und ihn stuffenweise zu diesem einträglichen Geschäfte angewöhnen *).

Nur dann, wenn die Benützung der Brache nach und nach zweckmäßig befolgt, der Kleebau und künstliche Wiesen eingeführt, der Kartoffelbau gemeiner, gewisse Gründe für die Weyde ausgesteckt, und die Stallfütterung einzuführen angefangen, und nach und nach ins Werk gesetzt wird, und jeder nach Belieben seine Felder und übrigen Gründe benützen darf, ist die Arondirung der Gründe möglich, und wird von selbst erfolgen müssen. Diese Austauschung der Gründe findet die größten Schwierigkeiten in dem Weydegange. Der eine hat viele und größere Gründe,

*) Man lese hierüber die vortreflichen Abhandlungen über die allgemeine Stallfütterung des Viehes, und die Abschaffung oder Beybehaltung der Brache, von Hrn. Großmann. Berlin 1788.

de, als der andere, will der erstere seine Felder auf eine andere Art zu benützen anfangen, so wird der andere mit wenigern Gründen zu lärmen anfangen, sich mit allen Kräften entgegen setzen, ihn zu hindern suchen, ihm boshaft Schaden zufügen, sich mit der Gemeinde verstehen, wider ihn klagen, und wegen Entgang der Weyde weitläuftige und nie sich endende Prozesse anfangen. Bey vertheilten Gründen muß jeder so bauen, wie der größere Theil bauet. Der Einzelne, der gern Versuche machen, Klee bauen, statt Haber Korn, oder eine andere Sort Getreides aussäen wollte, kann wegen den übrigen nicht, er muß, wenn er auch den größten Nutzen vor Augen sähe, mit den übrigen halten, ihrer Bauart folgen, und die Brache, wie sie, unbenützt liegen lassen. Er muß sogenannte Raine als Unterscheidungszeichen zwischen den Feldern seiner Nachbarn unbenützt liegen lassen. Er kann keine andere Früchte als die übrigen bauen. Würden einige früher reif, so könnte er sie nicht vom Felde bringen, und würden sie später reif, so wird ihm entweder diese Frucht vom Viehe verdorben, weil in die Stoppeln gehütet wird, oder er muß sich einen eignen Hirten zur Bewahrung dieser Frucht bestellen. Bey untereinander liegenden Gründen kann keiner behaupten daß er vollkommner Eigenthümer sey, weil er sie nicht nach

Belie-

Belieben brauchen und benützen kann, und sein Nachbar verschiedene Rechte und Dienstbarkeiten darauf hergebracht hat, in denen er ihn nicht stören darf und kann, ohne einem weitläuftigen Prozesse unterworfen zu werden.

Werden aber die untereinander vermischten Gründe und Felder ausgewechselt, und auseinander getheilt, so fallen alle Hindernisse weg, ein jeder Gutsbesitzer wird wahrer Eigenthümer, er kann nach Belieben bauen, die Brache benützen, mit seinen Feldern nach Willkühr wechseln, sich soviel Vieh halten, als er kann, allerley Versuche machen, er därfe keine Raine stehen lassen, er ist nicht so vielen Prozessen unterworfen, es hören viele Dienstbarkeiten auf, er kann freundschäftlicher mit seinen Nachbarn leben, und ein jedes Gut ist um ein Drittel höher im Werthe. Alle Einödhöfe befinden sich besser, als die Bauern in Dörfern, wenn sie gleich mehrere Gründe von allen Gattungen haben. Auch die Bauern, ich habe schon mit mehrern Hunderten aus dieser Sache gesprochen, sehen alle diese Gründe und Vortheile selbst wohl ein, und würden sich gern zu dieser Austheilung verstehen, wenn es nur nicht mit Gewalt geschehe, sie selbst über die Güte dieses und dieses auszutauschenden Ackers entscheiden, und bey Gericht und ihren Grundherrn dafür nichts

bezah-

bezahlen dürfen. Eine Thathandlung soll hier als Beweis gelten. — In der obern Pfalz verstunden sich zwey Nachbarn, die unter das Stift Waldsassen gehören, miteinander, ihre Gründe und Felder, die unter einander sehr vermischt lagen, gegen einander auszutauschen. Sie giengen selbst auf ihre Gründe, massen sie mit Schritten ab, theilten einander ihre Gründe zu, begränzten sie mit Steinen und andern Zeichen, und vollendeten so das grosse Werk freundschäftlich und brüderlich. Sie giengen hierauf nach Waldsassen zu ihrer Grundherrschaft, um ihre Austauschung anzuzeigen, und den Consens hierüber zu erhalten, der ihnen auch nicht abgeschlagen wurde, aber 121 fl. etliche Kreuzer mußten sie bezahlen.

In einer gewissen Gegend Baierns, die ich itzt nicht nennen will, aber zu seiner Zeit öffentlich bekannt machen werde, besitzt ein Bauer einen halben Hof, dessen Feld-, Holz- und Wiesegründe alle nebeneinander, und abgesondert von den übrigen Gemeindsgründen liegen. Nur seine Wohnung, Stadel und Stallung, die vor anderthalb hundert Jahren in der Mitte seiner Gründe stunden, hat er itzt im Dorfe, das eine Viertelstunde von seinen Gründen entfernt liegt, und die seine Voreltern im Jahre 1622 wegen Unsi-

cherheit vor Räubereyen dahin bauten. Da nun gegenwärtig von Gewaltthätigkeiten wenig mehr zu besorgen ist; so wollte dieser ehrliche Bauer, der zudem allein ein ständischer hofmärchischer, alle seine übrigen Mitgemeiner aber churfürstl. pfleggerichtische Unterthanen sind, seine obigen Gebäude wieder auf seine Gründe hinaus bauen, weil er seine erzielten Produkte nicht so weit nach Hause, den Dünger nicht so weit auf seine Felder zu führen hätte, alle seine Arbeiten mit wenigern Leuten verrichten, und sein Gut um ein Drittel besser bestellen und verbessern könnte. Er gieng also die Gemeinde um ihre Einwilligung an, die es aber darum nicht zugeben wollte, weil er mit ihr die Gemeindsbürden nicht mehr mittragen würde. Es kam also hierüber zum Prozeß, der schon sieben volle Jahre dauert, alle Instanzen durchgefochten, pro und contra deraisonnirt, dem Bauer allein schon 400 fl. kostete, und noch nicht geendet ist. — Kulturgeneralien berechtigten den ehrlichen Mann hiezu, und Billigkeit und Gerechtigkeit waren auf seiner Seite: Aber was helfen alle diese Phantomen, die nur todter Buchstabe sind, wenn nirgends Thätigkeit, nirgends Unterstützung und nirgends wahrer Kulturseifer herrscht?

Diese

Diese zween Fälle sind Thatsachen, ich habe sie beede aus grossen Akten in dieser Absicht ausgehoben, um zu zeigen, welche Hindernisse ohnerachtet der schönsten und besten Generalien der Kultur im Wege stehen. Wer soll sich nun wundern, wenn bey uns alles beym Alten bleibt, keine Verbesserungen unternommen werden. Was helfen dem Bauer Verbesserungen, deren Erträgniß er schon auf 20 und noch mehr Jahre auf Prozesse verwenden, und schon voraus der Grundherrschaft verreichen soll, da doch derselben Nutzen und Vortheil durch Kultur mittelbar ebenfalls bezweckt und befördert wird? So lange nicht derjenige, der eine Kultur unternimmt, die ohnehin allemal mit Kosten und schwankender Hofnung verbunden ist, frey von übrigen willkührlichen Abgaben ist, so lange hierüber lange kostspielige Prozesse gestattet werden, das Oekonomiefach nicht abgesöndert, und als ein Polizeygegenstand ohne mindester Verzögerung (denn jeder kleine Aufschub ist hierinn ein grosser Verlurst und Schaden) nicht behandelt wird, so ist alles vergebens. Wird dieser Gegenstand immer, wie gegenwärtig, ganzen Kollegien, die ohnehin mit Geschäften zu sehr überhäuft, noch ferners überlassen, so wird alles langsam gehen, und eben dieserwegen wenig nützen. Der Kollegialgang ist und

bleibt

bleibt immer ein langsamer Gang. Wie lange es hergeht, bis so viele Capita, oder der mehrere Theil, davon einig werden, ist bekannt. Die Räthe sind dafür nicht besoldet, sie haben andere Geschäfte, dabey kein nahes Interesse, und betrachten mithin die Kultur als eine Nebensache. Wir haben ein eigenes Departement für die Forstkultur, die gewiß in jedem Betrachte nothwendig und höchst nützlich ist, und dürfen uns auch die getröste Hofnung machen, daß von unserm gnädigsten Landesfürsten auch in Betreff der Landeskultur und des Ackerbaues, der das erste und die Hauptquelle von allen ist, die zweckmässigsten Anstalten werden getroffen, das Oekonomiewesen als ein abgesonderter Gegenstand behandelt, hiezu tüchtige Männer aufgestellt, alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, und jeder Landmann aufs beste bey seinem Eigenthume beschützt werde.

Denn unser gnädigster Landesfürst, unser geliebter Karl Theodor, der uns so sanft und friedfertig regiert, und um den uns die Nachwelt in der Geschichte beneiden wird, hat uns ja schon die schönsten Beweise von seiner Liebe und Neigung zur Landeskultur gegeben: Die Austrocknung des Donaumooses, bey Ingolstadt, die schon so vortreflich von

stat.

statten geht *), und worüber die Nachwelt sich wundern, Freude=Thränen weinen und danken wird, wird ein ewiges Denkmal des Kultureifers unsers gnädigsten Monarchen bleiben.

Beant-

*) Man lese hierüber die vortrefliche, und jeden Kultursfreund rührende Rede: Die Austrocknung des Donaumooses. Gehalten von Seiner Excellenz Freyherrn von Stengel. München 1791.

Beantwortung

der aufgeworfenen ökonomischen Fragen im baierischen Landboten Nro 22 und 23 Seite 175 den 8ten Februars 1791.

Erste Frage: Wächst denn auf dem Brachfelde nichts? Unsere ganze Gemeinde nähret ihr Rindvieh, die Pferde und die Schafe auf dem Brachfelde bis nach Bartholomäi. Dem arbeitenden Viehe und den Milchkühen geben wir zu Mittag, und Nachts einiges Gras aus unsern Gärten, und das Pflügen der Brachäcker richten wir so ein, daß sie nicht mit einmal, sondern nach und nach gepflügt werden, damit das Vieh immer einige Nahrung im Brachfelde finde. Unsere Schafe befinden sich sehr wohl dabey. Ist das Getreid eingebracht, so treiben wir in die Stoppelfelder, wo alles Vieh wenigst 4 oder 5 Wochen lang hinlängliches und gesundes Futter hat. Nebenbey verschaffet uns das weydende Vieh den Nutzen, daß es im Brachfelde alles Unkraut wegfresse, und keinen Saamen desselben zeitig werden, oder ausfallen lasse. Durch dieses Weyden und öftere Pflügen und Eggen werden unsere Brachfelder sehr rein gemacht, und der Dünger, der vom Viehe fällt, kömmt denselben auch zu Nutzen.

Wir

Wir ernähren alles Vieh im Frühlinge, Sommer und Herbste ohne viele Unkosten und Mühe: sollte dieß Nichts seyn? Freylich ist diese Nahrung manchmal sehr gering; es zeigt aber doch die Erfahrung, daß unser Vieh im Sommer mehrer bey Leibe als im Winter sey. Was hälfe es uns, wenn das Vieh im Sommer vollauf zu fressen hätte, wenn wir ihm im Winter nichts als Stroh zum Futter geben können? Dieser große Abstand würde für das Vieh weit schmerzhafter, und ganz gewiß auch ungesund seyn. Ich läugne nicht, daß das Vieh, so lange es im Brachfelde seine Nahrung suchen muß, sich selten satt fresse, und bey magerem Leibe bleibe: aber wenn die Stoppelfelder offen werden, so erholet es sich, und bekömmt bessern Leib.

Ich lasse es gelten, daß unser Vieh im Brachfelde nur magere Nahrung finde: allein sie ist doch etwas, und kostet nicht viel Mühe und Arbeit.

Antwort: Der Wachsthum auf den Brachfeldern ist, wie der Herr Fragende öfters sagt, sehr wenig und unbeträchtlich, und sehr ungleich, wie die Beschaffenheit des Bodens, und wenn nur etwas Weyde darauf wachsen soll, so sezt es ebenfalls einen guten fruchtbaren

baren Jahrgang voraus. Fällt eine Trockne ein, so wächst beynahe gar nichts. Für Schafe ist die Brache allerdings gut und zuträglich, ob aber auch für Pferde, daran zweifle ich sehr, und behaupte das Gegentheil: weil die Pferde diese Weyde nicht lieben, viele Kräuter ihnen statt zuträglich vielmehr schädlich sind, sie mit den Wurzeln ausreißen, und unrein fressen müßen. In Baiern giebt es sehr wenige Gegenden, wo man die Pferde auf die Brachfelder treibt, und die wenigen, die es thun, schaden sich eben dadurch, daß sie Pferde halten. Dem arbeitenden Viehe und Milchkühen muß man ohnerachtet des Weydegangs auf die Brache des Tags zweymal im Stalle Futter in grosser Menge reichen, und eben dadurch gesteht der Hr. Verfasser wieder ein, daß die Brache sehr wenig Futter und Weyde abwerfe, daß beynahe in keinen Anschlag kömmt, und sich erst in Stoppelfeldern erholen müße. Es ist aber immer böse, sagt der sehr erfahrne Oekonom und Beantworter der Fragen im baierischen Landboten, daß es sich erholen müße: und dieser Ausdruck zeigt schon klar gegen die vorgehende Brachweyde. Daß das Vieh einer Erholung bedürfe, kömmt eben daher, weil man die Brache nicht benützt, wenig Futter erhält, und die Weyde sehr unbeträchtlich ist. Was die Stoppelweyde insbesondere

betrift,

betrift, und ob sie dem Viehe hinlängliches Futter liefere, ist so richtig nicht, als man glaubt. Hier muß man wieder auf die Lage und Güte der Gründe sehen. Wo diese, wie im Unterlande fast durchgehends gut sind, da wächst wenig oder gar keine Weyde in Stoppeln. Je besser die Gründe, desto mehr Getreid, aber desto weniger Weyde. Wo die Gründe im Gegentheile schlecht, und folglich auch der Getreidbau schlecht ist, wächst gewöhnlich mehr Gras in Stoppeln, aber es ist nicht hinlänglich, und dauert auch nicht lange. Das Vieh, heißt es weiter, verschaft durchs Weyden auch noch diesen Vortheil, daß es das Unkraut wegfresse, und in Zukunft vermindere. Ich will es zum Theil zugeben, aber vieles frißt das Vieh schon gar nicht, und es kömmt doch alle Jahre fast wieder die nämliche Menge hervor, und wenn dadurch das Unkraut dadurch vermindert würde, so müßten wir schon Jahrhunderte durch keines mehr haben. Viele Gattungen Körner und Saamen verdaut das Vieh nicht einmal, sondern trägt es durch den natürlichen Abgang in andere Gegenden, und verpflanzt es wechselweise. Ich weiß durch Erfahrung, daß der sogenannte Tryl ein wie eine Fluth verbreitendes Unkraut in dem Haber durch die Pferde, das ist, durch ihren natürlichen Abfall in Gegenden ist verpflanzt worden, wo

man

man ihn nicht einmal kannte, und sich so stark vermehrt hatte, daß man ihn mit aller Mühe kaum mehr auszurotten wußte.

Durch das öftere Pflügen und Eggen werden die Felder nicht allemal und überall verbessert, vielweniger gereiniget. In leichten Gründen würde dadurch den Feldern zu viele Feuchtigkeit entzogen, die Erde wird wie Asche, und liefert eine geringere Aernte, als weniger beackerte. Der Dünger, der auf der Weyde vom Viehe fällt, kömmt in keine Betrachtung, er ist nicht gut, es mangelt ihm die nothwendige Gährung, und wo er hinfällt, verbrennt er, wie der Landmann sagt, die Kräuter. Das Vieh ist im Sommer besser bey Leibe; aber von der Weyde auf Brachfeldern allein gewiß nicht, weil nach den Worten des Herrn Verfassers die Nahrung sehr gering, das Vieh sich nicht satt fresse, bey magerem Leibe bleibe, und sich erst in Stoppeln erholen solle.

Zweyte Frage: Wird ein schlechtes Brachfeld, wenn es mit Klee angebauet wird, nicht auch schlechtes Futter geben?

Dritte Frage: Wird ein ungedüngtes schlechtes Brachfeld, das rothsandigten, oder roththonigten nassen kalten Boden hat, so viele

Futterkräuter geben, daß wir unser Vieh wenigst so, wie vorhin beym Bracheweyden, ernähren können?

Vierte Frage: Wird dieser Klee so hoch wachsen, daß wir ihn mähen können? Und wenn wir ihn mähen können, so entsteht die

Fünfte Frage: Ob dieser Klee nicht so dünn und schlecht stehe, daß es gar zu viele Mühe und Arbeit erfoderte, denselben für alle Gattungen des Viehes, und selbst für die Schafe, täglich zu mähen, und nach Hause zu bringen?

Sechste Frage: Wird dieser schlechte Klee hinreichend seyn, daß wir hiemit all unser Vieh den ganzen Sommer hindurch ohne Unterbruch füttern können?

Siebente Frage: Was sollen wir füttern, bis der Klee Blumen machet, und zum Futter tauglich wird?

Achte Frage: Mit was sollen wir das Vieh futtern, wenn die Kleeärnte vorbey ist? Oder wächst er etwa auf schlechtem Boden so gut, daß wir am dürren Klee hinreichendes Futter erhalten?

Neun=

Neunte Frage: Läßt sich auch auf so schlechtem ungedüngtem Brachfelde auch eine zweyte Kleeärnte in jedem Jahrgange hoffen?

Die Erfahrung lehrt, daß die guten und fetten Gräser und Kräuter nur auf gutem und fettem Boden wachsen. Der gemeine Wiesenklee wächst nur auf guten gedüngten Wiesen; läßt man mit der Düngung nach, so erstirbt er allmählich, und ist endlich gar nicht mehr zu sehen. Die magern Kräuter wachsen von selbst auf magerm Boden; die Natur bringt immer was hervor, gut oder schlecht, je nachdem der Grund beschaffen ist. Es ist dieß bey allen Gewächsen und Pflanzen eben so. Wer auf schlechten Boden Eichen, Buchen, Eschen erzielen will, wird seinen Endzweck nicht erreichen; und er hätte besser gethan, wenn er sich mit Tannen oder Birken begnügt hätte. Wer auf schlechte Aecker Weitzen oder Gerste säet, wird insgemein weniger gewinnen, als ein anderer, der den Acker mit Roggen oder Haber bestellt hat. Ich stelle also die

Zehnte Frage: Ist es nicht widernatürlich, auf schlechtem ungedüngtem Brachfelde den fetten spanischen Klee erzielen zu wollen, den die Natur nur für fetten Boden bestimmet hat? Ist es nicht besser auf solchen Bo-

den lieber magere Gräser und Kräuter wachsen zu lassen, als ihm einen widernatürlichen Saamen aufzudringen, den er nicht gehörig ernähren kann? Ist es nicht besser Etwas als Nichts zu haben? Ich sage: Nichts; denn wenn der Klee nicht so wächst, daß er gemähet werden kann, und daß er den ganzen Sommer das hinreichende Futter verschafet; so ist er so viel als nichts, und der Endzweck ist ganz verfehlet.

Antwort auf obige Fragen: Ein schlechtes Brachfeld, wie gesagt, liefert auch nur wenige Weyde, der Herr Verfasser behauptet oben dieß selbst, mithin hat das Vieh, wenn man die Schafe ausnimmt, und derer hat der Bauer nicht viele, fast gar keine Weyde. Der Kleebau, dieß beweißt die Erfahrung in verschiedenen Gegenden und schlechten Feldern, wirft doch immer soviel ab, daß nicht nur allein der Kosten auf den Saamen ersetzt, sondern ohne allem Vergleiche mehr Futter erhalten werde, als die Brachewayde liefert. Um München herum sind die Gründe gewiß am schlechtesten, und doch ist die Kleeärnte, wie die Erfahrung beweißt, man höre oben Hrn. Schrems, sehr beträchtlich, und der Weyde vorzuziehen. Anfangs kann man freylich nicht alles Vieh damit versehen, besonders die Schafe nicht, und das ist auch nicht nothwendig.

Man muß bey Benützung der Brache nicht alles Vieh auf einmal im Stalle behalten wollen, sondern mit wenigem den Anfang machen, nur einige und die bessern Felder zum Klee- und Grasbau verwenden, das jüngere Rindvieh, Schafe und Schweine auf die Weyde treiben, und dann wird man für das wenigere im Stalle Klee nebst übrigen Graserenen genug erhalten. Es ist bey uns in Baiern, ich habe es schon einmal angemerkt, ein Hauptfehler, daß man langes statt kurzem Futter gebe. Im ersten Falle wird vom Viehe außerordentlich viel verschlungen und vertreten, wo man im Gegentheile im zweyten Falle besser füttert, den 8ten Theil ersparen, und im Frühjahre länger hinaus füttern könnte. Im ersten Jahre ist der Klee freylich so viel noch nicht, doch wirft er mir mehr als die Brache ab, mithin gewinne ich dabey. Zudem soll man den Klee drey, wenigst zwey Jahre stehen lassen. Auf schlechten Gründen den nämlichen fetten Klee in der nämlichen Quantität und Qualität, wie die Spanier ärnten wollen, wäre freylich spanisch, und wird wohl niemand fodern, und wie ich glaube, auch der Herr Fragesteller nicht. Daß man aber diesertwegen keine Versuche machen, den Kleebau, und die Benützung der Brache mit in der Kultur unterlassen soll, folgt noch

nicht im geringsten daraus, welches doch der Herr Verfasser zu folgern scheint.

Eilfte Frage: Wird die Gerste, unter welcher ein Klee gewachsen ist, so stark und schön, und beym Ausdrusche so gut schäffeln, als eine andere, unter welcher kein Klee war?

Antwort: Ja, wenn anders kein fast durchgehends nasser Sommer einfällt. Davon könnte ich 15jährige Erfahrungen aufweisen, die meine Antwort bestättigen. Der Herr Fragebeantworter sagt: Systematischen Kleebau nach aber haben beyde Produkte nicht nebeneinander, oder zu gleicher Zeit im nämlichen Felde zu bestehen; sondern der Gerstebau dem Kleebaue zu folgen, und da kann ich Ihnen, mein Herr! aus Erfahrungen gewähren, daß Gerste, die in ausgestürztes Kleefeld gebauet wird, besser wuchere, dann jeder andere. Herr Schrems bauet, wie aus seinen Erfahrungen erhellet, allemal Klee unter die Gerste, und erhält 9 bis 10 Saamen, und so viele andere, die es ihm nachgemacht haben.

Zwölfte Frage: Wird der Acker, der in der Brache Klee trägt, im künftigen Jahre so gutes Wintergetreid, als die brachgelegenen

Aecker,

Aecker, tragen, und kann also das öftere Pflügen und Eggen ohne Schaden unterbleiben?

Antwort: Wenn man den Klee drey, oder wenigstens zwey Jahre stehen läßt, so fällt die Getreidärnte reichlich aus, und braucht diesertwegen nicht mehr noch weniger Arbeit. Wenn man den Klee so lange stehen läßt, so wird das Feld fast zu einen Neubruch, und Neubrüche liefern, wie die Erfahrungen beweisen, meistens reiche Aernten. Die Brache ist es zwar auch, aber ein Jahr ist zu wenig, es zieht auch nicht so viele Luftsalze an sich, als der Klee, und wirft mithin so viel nicht ab.

Dreyzehnte Frage: Um wie viel vierspännige Fuder vermehrt sich der Dünger, wenn ein Bauer z. B. heuer 4 Kühe im Stalle behält, die er sonst auf die Weyde getrieben hätte?

Antwort: Auf diese Frage läßt sich nichts Bestimmtes antworten, weil es darauf ankömmt, ob man viel oder wenig streuet. Bey gleicher Streuungsart muß der Unterschied doch sicher, wie der Herr Fragebeantworter sagt, doch sicher $\frac{2}{3}$ Theile Begailungszuwachs betragen. Wenn also ehemal 6 Fuder sielen,

so

so werden bey Stallfütterung mindestens 10 dergleichen können erobert werden.

Vierzehnte Frage: Ist diese Vermehrung des Düngers hinlänglich, um hiemit in der Brache im künftigen Jahre soviel Ackergrund zum Kleebaue zu düngen, daß der künftige Klee zur Erhaltung der 4 Stallkühe hinreichend ist? Oder bleibt etwa auch ein Dünger über, womit man die Getreidäcker besser als ehehin düngen, oder den Kleebau und den Viehstand vermehren könnte?

Antwort: Wenn auch 4 Kühe nicht soviel Dünger machen, so erhält man doch mehr, als wenn sie auf die Weyde giengen, und das ist schon ein grosser Vortheil. Es ist aber dieses auch nicht ganz nothwendig, und der Kleebau darf kein mehreres gewähren, als daß mit der Zunahme desselben auch der Begailungsstand proportionirlich zunehme. Zudem kömmt es hier auch wieder auf den Grund an, ob er gut oder schlecht ist, mithin viel oder weniger Dünger braucht. Wenn man das Vieh, wie schon oben vorkömmt, von 8 bis 10 Uhr, dann von 3 bis 6 Uhr austreibt, mithin nur 5 Stunden des Tags auf der Weyde, und die übrige Zeit im Stalle läßt, da man es sonst nach der gewöhnlichen Art von 4 Uhr Morgens bis zu Sonnenun-

ter-

tergang auf den Feldern läßt; so sammelt man Dünger genug, wenn man es anders an der Streue nicht ermangeln läßt.

Fünfzehnte Frage: Um wie viel ist der Nutzen von 4 Stallkühen größer als von 4 Weydekühen?

Antwort: Daß der Nutzen von den erstern um ein Beträchtliches größer sey, als von den letztern, ist eine durch Erfahrung bestättigte Sache. Den Vortheil aber genau zu berechnen, ist hier so leicht nicht, als man glaubt. Es kömmt hier auf die Kühe, Menge und Güte des Futters und den Fleiß zuviel an, als daß mans genau bestimmen könnte.

Ich will die Berechnung des gelehrten Herrn Fragebeantworters hieher setzen. Ich schreibe nur schlechthin, sagt er: 4 gute Stallkühe erzielen im Gegentheile 4 magere Weydkühe, besonders solcher, welche den Sommer über auf Brachen, oder dürren Haidenweyden, auch unter nicht günstigen Absatzesumständen, wenigstens jährlich 100 fl. Nutzungsunterschied. Und diese erklecken nicht, wie beygehende sehr mäßige Berechnung zeigen sollte.

Eine

Eine Kuh, die den ganzen Sommer über auf Brachen oder magern Haiden weydet, und den Winter hindurch mit dürrem Hexel gefüttert wird, liefert im Durchschnitte täglich keine zwey Maß Milch. N. B. Dergleichen Gespenster von Kühen lassen sich in Baiern nach den Tausenden vorweisen.

Die Mas im Umschlage, einschlüßig des Rahmes, oder Obern nach 1 kr., thut jährlich Einnahmsansatz ab jeder Kuhe 12 fl., anmit von 4 dergleichen 48 fl.

Die Frucht einer so elenden Mutter kann höchstens berechnet werden nach 3 — 4 fl., sohin ab 4 Stücken 14 fl.

Jedes zweyte Jahr kann von 4 Kühen eine abgesetzt werden, ungefähr im Unwerthe zu 14 fl., thut zum jährlichen Ansatze nach der Halbscheide 7 fl.

Item so sind die 4 Kühe zum Kapitalsansatze ihrem Werthe nach zu bringen mit 60 fl., und hievon das jährliche Interesse hiemit zu entwerfen mit 3 fl.

Summe des sämmentlichen Anschlages der 4 Kühe an Kapitals- und anderwärtigem Nutzensunwerthe 72 fl.

Nun

Nun können entgegen von 4 Sommer und weiter hindurch wohl genährten Stallkühen im Durchschnitte täglich von jeder Kuhe füglich berechnet werden 6 Mas, sohin ab 4 dergleichen 24 Mas Milch, macht nach obigen Ansatze pr. 1 kr. die Mas 144 fl.

Obgleich N. B. eine dergleichen Mas im Gegengehalte obiger $\frac{5}{4}$ kr. dürfte berechnet werden, weil von gleicher Quantität beträchtlich mehrers gebuttert werden kann.

Von 4 Kälbern, wovon jedes im Unwerthe wenigstens 7 fl. ersteiget, kommen hiemit anzusetzen 28 fl.

Item so kann das zweyte Jahr eine Kuh verkäuflicher abgesezt werden, nach sicher 44fl., wovon die Halbscheide für jedes Jahr zu entwerfen kömmt mit 22 fl.

Und zumal der Kapitalsunwerth dieser 4 Stücke unschwer 180 fl. betragen mag, als sind für die jährlichen Zinsen zu berechnen und anzusetzen 9 fl.

Summe des Anschlages der 4 Stallkühe nach Kapitals- und anderwärtigem Nutzensunwerthe 203 fl. Hievon abgezogen obigen Nu-

Nutzensentwurf mit 72 fl., verbleiben als Nutzensabstand und Mehrung 131 fl.

Man darf sohin mit Verläßigkeit festsetzen, daß der Vieheeigenthümer unter solchen Umständen bey jeder Kuhe jährlich gewinne 25 — 30 fl., und daß dieses reiner Gewinn sey, aus Ursach, daß das Bereicherungsmittel auf eignem Grunde gewonnen wird.

Sechzehnte Frage: Ist dieser Nutzen so groß, daß er die Unkosten, die auf den Kleesaamen, auf das Stroh zum Einstreuen, und auf die wenigst bisher erforderliche Verzäunung des Kleeackers verwendet werden mußten, wie auch die tägliche Mühe, und Arbeit des Mähens und der Einfütterung, den sich ereignenden Abgang des künftigen Wintergetreides und den schlechten Ausdrusch und schlechte Beschaffenheit der Kleegerste ersetzet?

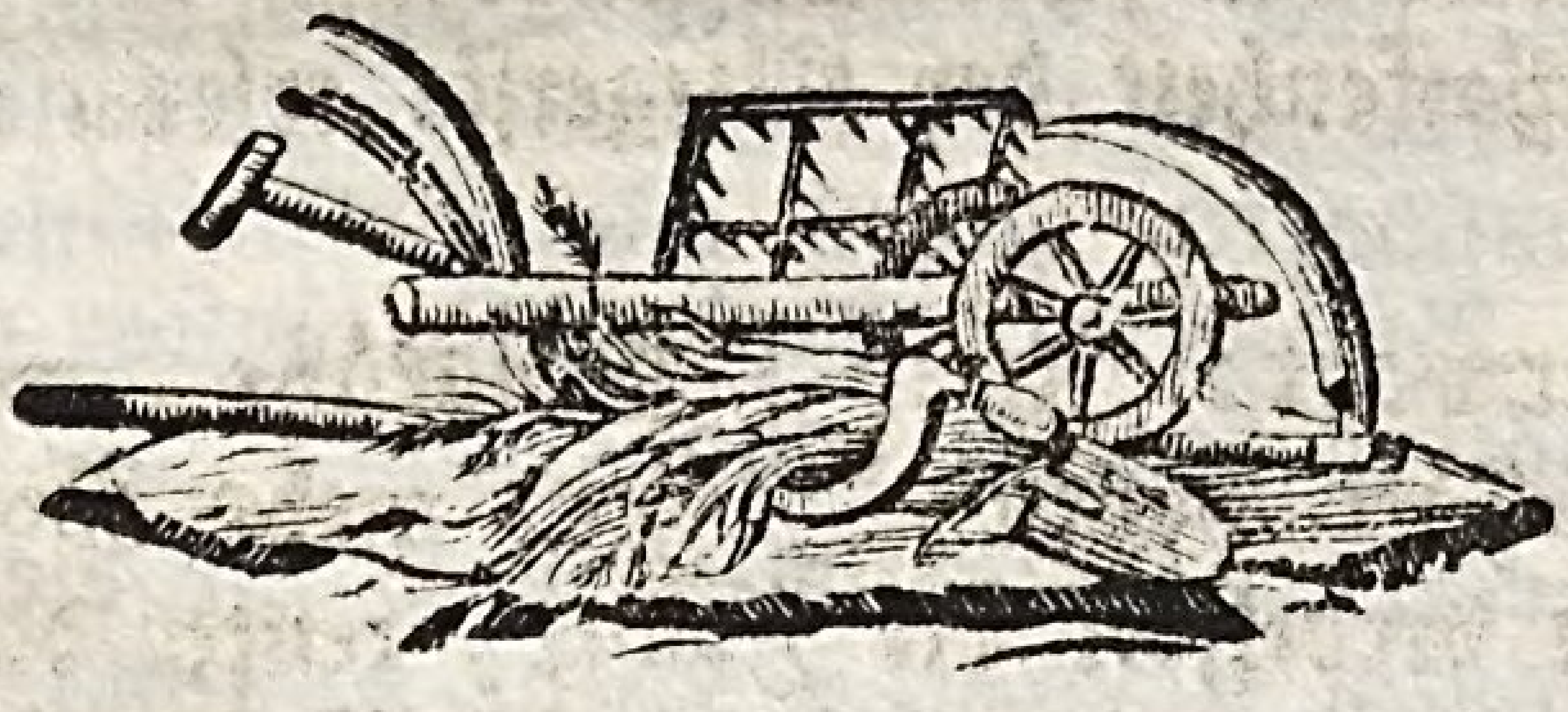
Antwort: Ja; 4 Stallkühe, wie wir oben gehört haben, liefern mehr Vortheil, Kleebau verbessert die Felder, reutet das Unkraut aus, und wirft mehr Nutzen als die Brache ab. Hievon zeugt Erfahrung.

Siebenzehnte Frage: Werden die Arbeiten, wenn das Brachfeld mit Klee angebauet

wird,

wird, im Frühlinge und Herbste bey dem dermaligen Mangel an Dienstbothen nicht zu häufig werden? Wie und wo sollen wir im Sommer düngen, wenn alle Felder angebauet sind?

Antwort: Der Klee wird nicht alle Jahre angebauet, er soll drey oder wenigstens zwey Jahre stehen, wenn er anders Nutzen schaffen soll, mithin vermehrt er die Arbeit keineswegs, sondern vermindert sie vielmehr. Anfangs kann man nicht alle Felder gleich mit Klee anbauen, mithin hat man zu düngen genug. Ich habe auch noch niemanden klagen gehört, was er mit seinem Dünger anfangen sollte.



In der nämlichen Buchhandlung sind auch nachstehende Bücher zu haben.

Vermillers, der kluge Landwirth, eine Geschichte unserer Zeiten, oder kurzgefaßter Unterricht von der Landwirthschaft nach ihrem ganzen Umfange. Zum Gebrauch des Landmannes in Baiern, und den Herzogthümern der obern Pfalz, Neuburg und Sulzbach. 8. 1791. 1 fl. 15 kr.

Cathechismus der Naturlehre, für alle diejenigen, welche Gottes Güte und Weisheit aus den Werken der Natur kennen lernen wollen. 8. 1791. 24 kr.

Däzels Tabellen zur Bestimmung des Inhalts unbeschlagener Bäume, nach Kubikfuß und Scheiterklaftern. Mit einer Anleitung zu deren Gebrauch. gr. 8. 1791. 24 kr.

Grill, der Bauerndoktor für Menschen und Vieh, oder allgemeiner Hausvorrath von Gesundheitsregeln, ökonomischen Künsten und Wissenschaften gegen alle Bedürfnisse, die jeder Bürger und Landwirth täglich zu wissen nöthig hat. 8. 1790. 45 kr.

Grünbergers und Däzls Lehrbuch für die Pfalzbaierischen Förster. 3 Theile 8. 1789. 5 fl.

Halle, die deutschen Giftpflanzen zur Verhütung tragischer Vorfälle in den Haushaltungen, nach ihren botanischen Kennzeichen, nebst den Heilungsmitteln. Mit 16 nach der Natur ausgemalten Kupfern. gr. 8. 1785. 2 fl.

Gift.

Gifthistorie des Thier - Pflanzen - und Mineralreichs, nebst den Gegengiften und der medizinischen Anwenduug der Gifte. gr. 8. 1787. 1 fl.

Legende für den gemeinen Mann, zum nützlichen Unterricht über Religion, Welt und Menschenkenntniß, Folgen der Tugend und des Lasters, Kinderzucht und Ausartung, Gesundheit und Behandlung der Krankheiten an Menschen und Vieh, über Acker, Feldbau und allerhand wirthschaftliche Dinge, schädliche und gute Sachen. 4 Theile 4. 1790. 5 fl.

Lenk (M.) monatliche Oekonomie, oder Land- und Hauswirthschaft, das ist, die vornehmsten Verrichtungen, Gegenstände und Vortheile eines Landwirths durch alle Monathe des Jahrs, in Fragen und Antworten für die Schuljugend, sonderbar in Baiern. 8. 1791. 30 kr.

Naturgeschichte (ökonomische) der häuslichen Thiere für den deutschen Landmann und die Jugend. 8. 1785. 30 kr.

Pößls gründlich und vollständiger Unterricht in der Wald - und Gartenbienenzucht. Mit Kupfern. 8. 1784. 1 fl 15 kr.

Schranks (F. v. P.) baierische Flora, worinn alle in Baiern wild wachsende Bäume, Pflanzen und Kräuter nach dem Linnäischen System beschrieben werden. 2 Bände gr. 8. 1790. 5 fl. 30 kr.

— — Catechismus des Feldbaues für den Landmann und die Jugend. 8. 15 kr.

Senft, Gesundheitskatechismus für das Landvolk und den gemeinen Mann, ins Kürzere gezogen. 8. 45 kr.

Sittenbuch für das Gesinde, worinn demselben eine Anleitung gegeben wird, sich durch treue Beobachtung seiner Pflichten glücklich zu machen und seinen Stand zu erleichtern, nebst Anzeige eines wirksamen Mittels für Herrschaften gutes und getreues Gesinde zu bekommen. 8. 10 kr.

Sitten- und Lebensunterricht (christlicher) für den Bürger und Landmann, worinn demselben eine praktische Anleitung gegeben wird, sich einzig und allein durch treue Beobachtung ihrer Pflichten zeitlich und ewig glücklich zu machen. gr. 8. 1791. 48 kr.

Ueber die Unrechtmäßigkeit des Zehends in Baiern. 8. 10 kr.

Ueber den Verfall des Loden- und Tuchhandels in Baiern, und den Mitteln demselben wieder aufzuhelfen. gr. 8. 24 kr.

Unterricht eines alten Beamten an junge Beamten, Kandidaten und Praktikanten. 3 Theile. 8. 2 fl. 36 kr.

Wagners (Lukas) der Wienersaffran in Baiern, oder vollständiger Unterricht, wie man den wienerischen Saffran in Baiern eben so gut, als in Oesterreich erzielen könne. Mit einem Kupfer. 8. 12 kr.

Reimarus, Abhandlung von der Freyheit des Getreidhandels. Aus der Geschichte verschiedener Provinzen. 8. 24 kr.

Abc Buch (neues) nebst einigen kleinen Uebungen und Unterhaltungen für Kinder. Mit illuminirten Kupfern. 8. 1 fl. 15 kr.

— — — dasselbe mit schwarzen Kupfern 45 kr.

Baumgartners, kurzer deutlicher und vollständiger Auszug der Geschichte von Bajern zum Unterricht für Kinder. 8. 30 kr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nützliche und praktische Vorschläge die Landeskultur in Baiern zu befö
rdern

München 1791

Bamberg, Staatsbibliothek -- Oec.o.89
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11756550-4
VD18 14801485-001